

Joachim Stiller

Dachwitz

Kriminalerzählungen



Alle Rechte vorbehalten

Dachwitz

Eins. Ich wohnte bereits ein halbes Jahr am Altenkirchener Weg, als sich die Geschichte zutrug, von der ich hier gerne berichten möchte.

Nach meiner Ausbildung hatte ich zwei Jahre bei meiner Mutter in Enniger gewohnt, mitten auf dem Lande. Das Münsterland war so etwas wie meine zweite Heimat geworden. Ich war seit fünf Wochen berentet, als angehender Philosoph, der ich werden wollte, hielt ich es mit Heidegger und betrachtete lediglich die gemeinsame Sprache als meine eigentliche Heimat. Ich war also nach Münster gezogen, um Stadtluft zu schnuppern und mich ein bisschen unter die Leute zu mischen.

Am Altenkirchener Weg wohnten 28 Parteien, aber nur etwa die Hälfte der Wohnungen war belegt. Offensichtlich fand die Hausverwaltung so schnell keine Nachmieter für die erheblich überbewerteten Wohnungen. In meiner Etage – ich wohnte parterre – wohnten in der Reihenfolge einer völlig willkürlichen Wohnungsnummerierung: Erich Recke, Günter Baumgarten, die nächste Wohnung, aus der permanent ein widerlicher süßer Geruch strömte, war unbewohnt, dann kam eine gewisse Simone P. die im ganzen Haus als Prostituierte verschrien war, die ich aber nie zu Gesicht bekam, dann ein gewisser Latz, dann ich und schließlich der verrückte Bayerlein. Bayerlein, das stellte sich mit der Zeit heraus, war nicht nur verrückt, das hätte ich von mir selber auch sagen können, er war ein regelrechter Psychopath. Bayerlein machte die Nacht zum Tage, schlief tagsüber und hörte nachts laut Radio oder zappte sich durch die Musikkanäle seines Fernsehgerätes, wobei er langsam und bedächtig seine Wohnung zu Kleinholz verarbeitete. In die Trennwand von seinem Wohnzimmer zum Badezimmer hatte er bereits ein etwa faustgroßes Loch getreten. Das erfuhr ich jedenfalls von Harry Tulpenholz, der einmal in Bayerleins Wohnung gewesen war, um ihm, wie er sich ausdrückte, wegen der permanenten Geräuschkulisse und des nächtlichen Lärms einen Einlauf zu verpassen. Tulpenholz hatte Bayerlein damit gedroht, ihn aus dem Fenster zu werfen. Wenn man Tulpenholz sah, musste man ihm glauben, Tulpenholz hatte als Möbelpacker gearbeitet, und stand auch sonst ganz gut im Futter.

Von da an war Bayerlein zwei Tage lang ruhig und ließ niemanden mehr in seine Wohnung, auch nicht Latz, mit dem er „per Du“ war. Doch nach einer Woche fand bei Bayerlein dasselbe Spektakel statt, wie eh und je. Flaschen flogen gegen die Wände, die Musik hallte durch das ganze Haus und Möbel wurden zu Kleinholz verarbeitet. Auch so in der nächsten Nacht, in der ich nicht schlafen konnte. Ich stand auf, ging auf den Hausflur und zur Nachbarwohnung und hämmerte gegen die Tür: „Mach sofort die Musik leiser, oder ich hole die Polizei!“ Mir war wirklich nicht nach Spaß zu Mute. Nach zwanzig Minuten flogen immer noch die Flaschen gegen die Wand. Da nahm ich den Hörer von der Gabel und wählte die Nummer der Polizei. Nach weiteren zwanzig Minuten kam dann auch endlich ein Streifenwagen vorbei. Die beiden Beamten klingelten bei mir und ich zeigte nur stumm auf die Wohnungstür meines Nachbarn, aus der die Musik dröhnte. Einer der beiden Beamten klingelte und rief: „Machen sie doch bitte einmal die Tür auf, hier ist die Polizei!“

Augenblicklich verstummte der Radau und Bayerlein erschien in der Tür. Er musste sich ausweisen und die beiden Beamten betraten die verwüstete Wohnung und stellten Bayerlein nicht nur wegen der lauten Musik, sondern auch wegen des Zustandes seiner Wohnung zur Rede. Bayerlein musste versprechen, sich nun ruhig zu verhalten, und die beiden Beamten zogen unverrichteter Dinge wieder ab. Nach nur zwei Tagen war alles wieder wie gehabt: Die Musik dröhnte, nur unterbrochen vom Krakeelen, Rufen und Toben dieses Psychopathen, die Flaschen flogen gegen die Wände und ab und zu hörte man auch die Tritte gegen die Trennwand zur Toilette. Bis zu den eigentlichen Ereignissen sollte die Polizei wegen Bayerlein noch achtmal am Altenkirchener Weg auftauchen.

Nun mag sich mancher fragen, warum ich nicht sofort ausgezogen bin und mir eine andere Wohnung gesucht habe. Doch leider muss ich die Antwort schuldig bleiben, ich weiß es ganz

einfach nicht. Vielleicht suchte ich das Abenteuer, vielleicht brauchte ich auch nur den herben Geruch einer wilden und gefährlichen Welt. Fakt ist, dass ich auch heute noch am Altenkirchener Weg wohne, und daran wird sich auch in Zukunft wohl nichts ändern.

Ich möchte aber nun die Gelegenheit nutzen, um die Geschichte der Reihe nach zu erzählen, so, wie sie mir im Gedächtnis geblieben ist.

Zwei. An dem Tag, an dem ich am Altenkirchener Weg einzog – es war ein Samstag im Oktober – lief mir als erstes Harry Tulpenholz über den Weg: „Ah, der Herr Stiller!“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich sehe es am Postkasten, Ihr Name ist der Einzige, der hinzugekommen ist, und ich kenne alle Hausbewohner; ich wohne nämlich schon fast zehn Jahre hier.“

„Und wer sind Sie“, wollte ich wissen.

„Tulpenholz! Beatgitarrist!“

„Ah, Sie spielen Gitarre, genau wie ich. Kann man denn davon leben?“

„Nein, ich habe lange als Möbelpacker gearbeitet, aber jetzt bin ich endlich berentet, wegen Arbeitsunfähigkeit.“

Und dann verzog Tulpenholz etwas sein fleischiges Gesicht: „Und herzlich willkommen in diesem ehrenwerten Haus.“

„Ist mit dem Haus denn irgendetwas nicht in Ordnung? Von Außen macht es eigentlich einen ganz guten Eindruck und nach den hohen Mieten zu urteilen...“

Ich selber hatte die größte Wohnung und zahlte auch die mit Abstand höchste Miete.

„Hier wohnen nur Terroristen, machen Sie sich auf einiges gefasst“, erklärte Tulpenholz.

Ich entgegnete, ich hätte ein dickes Fell und sei einiges gewohnt, worauf wir uns die Hand reichten und er sich die Treppe hinaufwuchtete.

Ich räumte mit meinem Bruder zusammen die restlichen Möbel in mein Apartment, als plötzlich so ein abgerissener Typ mit Drei-Tage-Bart im Eingang stand: „Tach, Herr Stiller!“

„Und wer sind Sie“, fragte ich.

„Ich bin Tobias Hinz, ich wohne mit meiner Freundin in der zweiten Etage. Du kannst ruhig „Tobi“ zu mir sagen.“

„Und woher weißt Du meinen Namen?“

„Ich habe gerade mit Tulpenholz gesprochen, der kennt jeden Hausbewohner, und Neueinzüge sprechen sich hier schnell herum.“

Tobi Hinz legte kurz die Stirn in Falten, dann wollte er wissen, ob mit meiner Wohnung alles in Ordnung sei.

Ich erklärte: „Naja, der Teppichboden ist neu, und die Wände sind, wenn auch schlecht, so doch frisch gestrichen. Aber die Spüle und das Badezimmer sind vollkommen versifft. Auf allen Armaturen liegt fingerdick Ata verstreut und die Fliesen sind fleckig und schmierig. Hier, sieh selber. Das erste, was ich hier machen kann, ist eine Grundreinigung der Küche und der Toilette.“

„In diesem Haus wundert mich überhaupt nichts mehr“, und Tobi konnte sich ein höhnisches Lachen nicht verkneifen.

„Außerdem“, fuhr ich ihn mit gereizter Stimme an, „ich habe keinen Strom, und das, obwohl mir Herr M. von der Hausverwaltung dies ausdrücklich zugesagt hat. Jetzt muss ich mich wohl selber darum kümmern. Tobi drehte sich auf dem Absatz um und sagte: „Ich habe noch etwas wichtiges bei Erich Recke zu erledigen. Aber wir werden uns sicherlich noch öfter sehen.“

Nachdem wir uns verabschiedet hatten, klingelte Tobe bei Erich Recke und verschwand einen Moment später in dessen Wohnung.

Nachdem ich mit meinem Bruder die letzten Möbel eingeräumt hatte, brachten wir den Lieferwagen wieder zu seinem Eigentümer, und wir fuhren mit meinem Golf nach Enniger zu meiner Mutter. Das erste, was ich tat, war, mich mit den Stadtwerken in Verbindung zu set-

zen. Ich erklärte einer Frau Sprösse, dass ich in meiner Wohnung keinen Strom hätte. Sie versprach den Schaden umgehend zu beheben. Montag um neun würde ein Fachmann zur angegebenen Adresse kommen. Der Fachmann war dann am Montag um zehn Uhr in meiner Wohnung. Ich schloss den Kellerraum auf und er fragte mich nach meiner Wohnungsnummer. Ich sagte, ich hätte die Wohnung sechs und der Elektriker begutachtete die Schaltkästen, wobei er immer wieder mit einem Phasenprüfer Kontakte kontrollierte. Dann schüttelte er den Kopf und meinte: „Irgend jemand hat den Zähler abmontiert und geklaut. Der muss natürlich erst ersetzt werden. Das kann aber eine Woche dauern, denn der Zähler muss erst bestellt werden.“

Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Entgeistert sagte ich. „Gut, dann bestellen Sie diesen gottverdammten Zähler. Hauptsache, ich habe hier so schnell wie möglich Strom.“

Ich stieg in mein Auto und fuhr wieder zu meiner Mutter. Ob ich nun in meiner neuen Wohnung am Schreibtisch saß oder in Enniger, wie ich dies vorher auch getan hatte, war mir eigentlich einerlei. So würde ich mein neues Zuhause eben erst nach einer Woche beziehen. Nur meine Mutter war von all dem nicht sonderlich begeistert. Sie gab erst Ruhe, nachdem ich sie zum wiederholten Male auf die widrigen Umstände hingewiesen hatte.

Drei. Eine Woche später war ich dann wieder in Münster. Den Golf hatte ich in der Tiefgarage geparkt, auf Stellplatz sechs. Das war im Übrigen der Einzige der überhaupt frei war. Auf den anderen standen mehrere abgemeldete Autos, Anhänger und Mofas. Der Aufgang zur Tiefgarage führte direkt vor meinem Fenster entlang, was den Nachteil hatte, dass ich zu jeder Uhrzeit das Gatter hörte, wenn jemand in die Tiefgarage wollte. Das Tor musste dringend geölt werden, worum sich offensichtlich niemand kümmerte. Meine Zimmeraussicht war nicht gerade die beste; ich schaute genau auf das Nachbarhaus und hatte leider keinen Balkon, was die Architektur des Hauses nicht zuließ.

Nachmittags sollte der Elektriker kommen, um den Zähler zu installieren, und so hatte ich genügend Zeit, mir meine Wohnung nach meinen Vorstellungen einzurichten und Küche und Toilette gründlich zu reinigen. Die beiden Schränke hatte ich schon am vergangenen Samstag aufgebaut, es fehlte nur noch mein Bücherregal und das überbreite Bett, das ich genau passend in eine Mauernische plazieren konnte. Überhaupt war meine Wohnung vom Grundriss her sehr günstig geschnitten. Da das Bett fast unsichtbar war, hatte ich in der Raummitte genügend Platz für einen runden Tisch und drei grüne Kordsessel, die noch von meinem Onkel stammten. Ich hatte gerade meine paar Klamotten in dem einen und das Geschirr in dem anderen Schrank untergebracht, als der Elektriker klingelte. Ich ging zur Tür aber der automatische Türöffner und die Gegensprechanlage waren defekt und funktionierten nicht. Also öffnete ich meine Wohnungstür, um dem Elektriker entgegenzukommen, als mir auffiel, dass jemand einen Damenslip um meinen Türknauf gebunden hatte, und das nicht nur bei mir, sondern bei allen Wohnungen. Ich entfernte den Damenslip und ging zur Haustür. Der Elektriker machte sich auch gleich im Keller zu schaffen. Nach einer knappen Stunde ging dann bei mir plötzlich das Licht an und ich konnte endlich den Fernseher und die Stereoanlage installieren. Als erstes hörte ich Steppenwolf: „*Born to be wilde*“ um danach zu „Deep Purple“ und „Jimmy Hendrix“ überzugehen.

Ich war mit Gott und der Welt im Reinen und fühlte mich phantastisch. So gut war es mir lange nicht mehr gegangen. An der Tankstelle gegenüber zog ich ein paar Erdinger und legte mich mit einer Zigarette in der linken und einer Flasche Weizenbier in der rechten Hand auf mein Bett, wo ich die Beine ausstreckte. Besser hätte es gar nicht sein können. Jetzt konnte ich nur noch hoffen, dass die Nachbarn o.k. sind.

Ich beschloss, alle Etagenbewohner für den nächsten Sonntag zu Kaffee und Kuchen und einem kurzen Kennenlernen einzuladen, was der größte Fehler war, den ich hätte begehen können, denn ich zog den Spott des ganzen Hauses auf mich. Doch zuerst schrieb ich kleine Einladungskärtchen, die ich nicht etwa in die Postkästen steckte, denn die waren völlig unsortiert

und die Namen der Bewohner kannte ich noch nicht, sondern ich plazierte sie auf den Fußmatten direkt vor meinen Nachbarwohnungen.

Vier. Am nächsten Morgen – ich hatte wunderbar geschlafen, nach dem Bier am Abend zuvor – lugte ich vorsichtig durch die Wohnungstür. An meinem Türknauf war entgegen meiner Erwartung nichts befestigt worden. Die Einladungen waren sämtlich verschwunden. Doch was war das? Irgendein Scherzkeks hatte seine Einladungskarte vor meine Tür gelegt. Ich beschloss, erst einmal nach der Post zu schauen. Als ich den Briefkasten öffnete, kamen mir zwei Einladungen zusammen mit einem Damenslip entgegen. Ich schmiss alles zusammen in den Müll. Na ja, dachte ich, die Nachbarn haben wenigstens Humor. Ich war gespannt, wie viele am Sonntag kommen würden.

In dieser Woche machte ich dann auch die Bekanntschaft mit Bayerlein, zumindest indirekt. Es war Mittwochabend, und ich hatte mich gerade hingelegt um zu schlafen, als in meiner Nachbarwohnung ein fürchterlicher Radau begann. Ein Radio, oder war es ein Fernseher, wurde laut gestellt und ich hörte Bayerlein rumkrakehlen. Möbel polterten und mehrmals trat Bayerlein gegen die Trennwand zu seiner Toilette. Er war offensichtlich alleine in seiner Wohnung. Ich fragte mich was er wohl da drin veranstalten würde und beschloss, ihn dabei zu beobachten. Also zog ich mich an und ging nach draußen um das Haus herum zur Kellereinfahrt, von wo ich einen ganz guten Einblick in Bayerleins Wohnung hatte, wobei ich sorgfältig darauf achtete, nicht entdeckt zu werden.

Das Erste, was ich erkannte, war, dass Bayerlein kein elektrisches Licht hatte. Der Raum wurde lediglich erleuchtet von dem flackernden Fernsehgerät, aus dem die Musik laut auf den Hof hallte. Und dann sah ich Bayerlein. Er hatte Bermudashorts an und sein Oberkörper war nackt. Seine blonden Haare versteckte er unter einem Baseballcappi. Wie konnte jemand nur so hübsch sein und trotzdem so weit neben der Spur, fragte ich mich. Bayerlein hatte eine Flasche Bier in der einen Hand und den Verwünscher in der anderen. Gefiel ihm ein Programm nicht, stellte er augenblicklich den Fernseher auf einen anderen Kanal. Immer aber, wenn ihm ein Song zusagte, er konnte fast alle Texte auswendig mitsingen, führte Bayerlein einen Indianertanz auf; er stampfte dann mit dem linken Fuß auf die Erde, wie Rumpelstielzchen, wobei er beide Arme rhythmisch in die Luft warf und schrie: „Ha, hu - ha, hu!“

Ich schlich mich wieder in meine Wohnung und warf mich auf mein Bett, denn ich hatte genug gesehen. Lange Zeit konnte ich keinen Schlaf finden, bis gegen Morgen die Müdigkeit einfach zu groß wurde.

Am Sonntag hatte ich vormittags sechs Obstplunder für das Kaffeetrinken beim Bäcker um die Ecke erstanden. Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde Abend, aber niemand klingelte bei mir. Als es dunkel wurde, kochte ich mir eine Tasse Kaffee und aß zwei von den Teilchen, den Rest schmiss ich in den Müll.

Kurze Zeit später begann bei Bayerlein wieder der Radau. Diesmal hörte es sich an, als ob er die gesamte Trennwand zur Toilette einreißen wolle. Ich rauchte noch eine Zigarette und versuchte mühsam Schlaf zu finden, was mir auch irgendwann gelang.

In der Nacht aber schreckte ich kurz hoch, nachdem ich einen lauten Knall hörte. Jemand hatte die Wohnungstür zu Bayerleins Wohnung eingetreten und sich unerlaubten Zutritt verschafft. Dann hörte ich jemanden schreien, dann laute Aufschläge an der Wand und dann Bayerlein, der verzweifelt rief: „Tu mir nichts, tu mir bitte nichts, ich bin auch ganz ruhig.“

„Das will ich hoffen“, entgegnete der Angreifer, „oder ich schmeiß Dich aus dem Fenster, aber mit dem Kopf zuerst!“

Danach war alles totenstill, ich wagte mich nicht aus meiner Wohnung, aus Angst, selber auch noch Ärger zu bekommen. Dann schaltete ich meine Stereoanlage ein und bei Nirwana taumelte ich endlich wieder in einen tiefen und traumlosen Schlaf. Ich konnte gerade noch einige Wortfetzen von der Musik aufschnappen: „*My girl, my girl, don` t lie to me, tell me, where did you sleep last night.*“

Fünf. Einige Tage später, wollte ich gerade zum Aldi, um mir Tabak zu besorgen, als ich die Bekanntschaft von Erich Recke machte, der im selben Augenblick in seine Wohnung ging. „Ah, Du bist bestimmt der Herr Stiller. Willst Du ein Bier?“

Ich erwiderte, ich müsse nur eben einkaufen, würde danach aber gerne auf einen kurzen Besuch vorbeischaun.

Nachdem ich im Aldi einen Wochenvorrat an Bantam-Tabak und Blättchen erstanden hatte, klingelte ich bei Recke. Er öffnete und verzog leicht das Gesicht: „Normalerweise kommen immer alle durch die Gartentür. Das musst Du Dir merken, wenn Du noch einmal kommst, denn vorne mache ich eigentlich nicht auf. Aber immer men hereinspaziert.“

Recke hatte offensichtlich gerne Besuch. In der Mitte seiner mit allerlei Werkzeug vollgestellten Wohnung stand ein großes Aquarium, in dem sich ein gigantisches Ungetüm tummelte. Recke war Waffennarr, das schloss ich jedenfalls aus den vielen Geschosshülsen von Panzerwaffen, die überall in seiner Wohnung herumstanden.

„Setz Dich!“ knurrte Recke, „möchtest Du ein Bier?“

„Gerne.“

Recke holte zwei Flaschen kaltes Bier aus seinem Kühlschrankschrank und stellte sie auf den Tisch. Mir gegenüber saß Harry Tulpenholz: „Ah, der Herr Stiller!“

„Tach Tulpenholz!“

Ich öffnete mein Bier und prostete Recke zu, der den Gruß erwiderte. Tulpenholz trank nichts, er sei, wie er mir erklärte, Abstinenzler, woran seine Diabetes wohl nicht ganz unschuldig war. Allerdings aß er bei weitem zu viel.

„Was ist denn das mit meinem Nachbarn, ich kriege Nachts fast kein Auge mehr zu“, fragte ich in unbestimmte Richtung.

„Ah, der Bayerlein, ja, der ist verrückt, ich höre den Krach schon gar nicht mehr. Wenn Du mich fragst, gehört der in eine geschlossene Anstalt, wo er nie wieder rauskommt,“ meinte Recke.

„Der geht mir auf den Sack“, fiel Tulpenholz in das Gespräch, „vor einigen Tagen hätte ich ihn fast umgebracht. Da bin ich so durch die Tür gerannt und hab ihn mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen.“

„Das hab ich mitgekriegt“, sagte ich.

„Das nächste Mal schmeiße ich ihn aus dem Fenster“, fügte Tulpenholz hinzu, „aber mit dem Kopf zuerst.“

Ich hatte keinen Grund, an seinen Ausführungen zu zweifeln, wenn man Tulpenholz sah, musste man ihm glauben, eine stattliche Gestalt. Ich nahm einen kräftigen Schluck von dem sauren Bier, als Tulpenholz fortfuhr: „Hier wohnen nur Terroristen: Kriminelle, Prostituierte, Fixer...Und ständig die Plinten im Briefkasten und an der Tür, das sind doch Verrückte.“

Nach einer kurzen Pause, in der alle schwiegen, fragte ich Erich Recke, ob er das Bier und die Milch gleichzeitig trinke. Der Tisch vor ihm war vollgestellt mit leeren Bierflaschen und Milchtüten.

„Meine Leber und mein Magen sind im Arsch. Das Einzige, was gegen die Schmerzen hilft, sind fünf Liter Milch am Tag. Ich tu's nicht mehr lange.“

Recke war offensichtlich Pegeltrinker.

Ein weiteres Mal entstand eine Pause und ich tötete das Schweigen, indem ich auf den süßlichen Geruch zu sprechen kam, der offensichtlich aus Wohnung Drei entwich und sich im unteren Hausflur breitmachte. Recke erklärte: „In der Wohnung hat bis vor wenigen Monaten noch ein gewisser Wladimir gehaust. Wohnen ist dafür wohl der falsche Ausdruck. Dieser Wladimir war ein Penner und Übersiedler aus Russland, der sich von billigem Vodka und Konserven ernährt hat.“

„Das tu ich auch. Ich meine, Konservendosen.“

„Ja, aber die von Wladimir waren zehn Jahre über dem Verfallsdatum, als man seine Wohnung ausgeräumt hat. Wladimir hat sich mit Alkohol umgebracht; seine Leiche lag eine Wo-

che stinkend in der Wohnung. Sie ist erst gefunden worden, nachdem in seine Wohnung eingebrochen worden ist. Das Einzige, was erbeutet wurde, waren zwei Flaschen Schnaps. Der Polizei muss sich ein verheerendes Bild gezeigt haben. Die Wohnung war total voller Ratten und Kakalaken, angeschimmelte Lebensmittel und all möglicher Unrat lagen in der Wohnung herum; die Wände sind jetzt noch voller Schwarzpilz. Niemand hat sich für zuständig erklärt; erst als wir dem Ordnungsamt mit einer Anzeige gedroht haben, ist die Wohnung ausgeräumt worden, samt Möbel, Kücheneinrichtung und Teppichboden. Aber der Geruch ist immer noch in der Wohnung. Willst Du es Dir einmal ansehen?“

Ich war überrascht: „Aber die Tür ist doch zu!“

„Die kriege ich schon auf“, meinte Recke, „Ich kriege jede Tür auf. Komm mit!“

Ich trank mein Bier aus, zündete mir eine Zigarette an und wir gingen geschlossen rüber zur Wohnung dieses Wladimir.

Schuster drückte nur kurz gegen die Tür, da sprang sie auch schon auf. Sie war lediglich mit einer kaugummiartigen Klebemasse verschlossen worden, das Schloss war herausgebrochen. Ein fürchterlicher, ekelregender beißend-süßlicher Geruch kam uns entgegen. Die Wohnung war in der Tat vollständig ausgeräumt. Der Schwarzpilz an der Tapete und die braunen Ränder waren das einzige Zeugnis dafür, dass hier einmal jemand gelebt hatte.

Nach einer Weile sagte ich: „Lasst uns hier verschwinden, ich hab genug gesehen.“

Im Hausflur verabschiedeten wir uns; Recke zog die Tür zu und ich verschwand wieder in meiner Wohnung, wo ich als erstes auf die Toilette ging und mich ausgiebig übergab.

Sechs. Die Tage vergingen, Bayerlein war offensichtlich seit kurzem ausgeflogen, und auf Achse, denn ich hatte nichts mehr von ihm gehört. Ich lief Barfuß durch meine Wohnung, wie so ein Nacktarsch. Irgendetwas musste sich ändern. Ich brauchte unbedingt wieder Arbeit, denn seit einem Jahr war ich nun arbeitslos, seit dem ich bei Bolzmann & Co., diesem sozialfaschistoiden Unternehmen wegen Arbeitsverweigerung geschasst worden war, nur weil ich sechs Wochen mit einer Kehlkopfentzündung auf Eis lag, und für einen *Call-Center-Agent* ist das tödlich. Aber ich war damals deswegen nicht traurig, ganz im Gegenteil; schließlich war ich ausgebildeter Kaufmannsgehilfe, und hatte nur geringe Lust, mein Dasein in einem Call-Center zu fristen. Davon einmal ganz abgesehen, hatte ich sowieso vor, Künstler, Philosoph und Schriftsteller zu werden.

Was ich jetzt brauchte, war ein Job, den ich stundenweise ausüben konnte. Also bewarb ich mich bei der Tankstelle gegenüber, bei Schlecker und bei Aldi, leider alles ohne Erfolg. Erst beim EDEKA-Markt um die Ecke hatte ich Erfolg. Ich hatte es zu tun mit einer gewissen Frau Feuerstein; offensichtlich war sie die Senior-Chefin, doch mit ihr war nicht gut Kirschen Essen, das fand ich schnell heraus. Immer, bevor sie etwas sagen wollte, presste sie knackend die Kiefern zusammen und schloss leicht die Augen, als ob sie jeden Angestellten als ihren persönlichen Feind betrachtete. Am Mittwochnachmittag sollte ich nun meine Arbeit aufnehmen – Regale einräumen – eine reine Hilfsarbeitertätigkeit. Immerhin wurde ich in der Vergütung sofort relativ hoch eingestuft; ich bekam 12,50 DM

die Stunde, die ich dem Sozialamt natürlich nicht anzeigte, denn die hätten mir sonst alles wieder abgezogen.

Am Mittwoch darauf stand ich also um ein Uhr vor dem EDEKA und wurde gleich darauf vom Juniorchef, einem gewissen Herrn Obst, eingewiesen. Überhaupt hatte ich von nun an nur noch mit Herrn Obst zu tun, der mir bei allen Arbeiten zur Hand ging. Ich hatte die Ware, die morgens angeliefert wurde, in Einkaufswagen zu packen und mit Ausnahme der Molke-reiprodukte zu den entsprechenden Stellregalen zu bringen, wo sie dann von Schülern und Schülerinnen eingeräumt wurden.

Nun könnte man vielleicht denken, das sei eine einfache Arbeit gewesen, aber es kam auf allerhöchste Präzision an. Erschwert wurde die Arbeit dadurch, dass ich mich in dem Laden natürlich noch nicht auskannte, und ständig irgendwelche Waren zu falschen Stellplätzen

brachte. Ständig schaute ich auf die Uhr; es wurde Drei, es wurde Vier. Verzweifelt fragte ich Herrn Obst, ob ich nicht eine Zigarettenpause machen könne, die er mir dann auch kulanter Weise zubilligte: „Aber nur Ausnahmsweise!“

Auf dem Weg zum Pausenraum kam ich an einem Regal vorbei, an dem sich drei Schülerinnen lachend zu schaffen machten. Sofort hörte ich Frau Feuerstein: „Hier wird gearbeitet, und nicht gequatscht. Das ist doch keine Wohltätigkeitsveranstaltung.“

Mir tat bereits fürchterlich der Rücken weh von der vielen Heberei vermeintlich leichter Kartons. Wir hatten vierzehn Rollwagen abzuladen und einzuräumen. Ich paffte schnell drei selbstgedrehte Zigaretten und begab mich mit schmerzdem Rücken wieder an meinen Arbeitsplatz, als Herr Obst mir bereits entgegenkam: „Ah, da sind Sie ja!“

Ich machte mich also wieder an die Arbeit; es wurde Fünf, es wurde Sechs, noch ein Rollwagen, es wurde Sieben. Sämtliche Waren waren nun eingeräumt, da sagte Herr Obst: „So, und nun noch eben alles vorziehen!“ Für den der nicht weiß, was das ist, hier eine Erklärung: Die Waren mussten an jedem Abend im Regal nach vorne gestellt werden, der besseren Optik wegen. Ich wäre fast zusammengebrochen und konnte mich kaum mehr auf den Beinen halten.

Um halb Acht war dann alles erledigt, und ich war es auch. Ausgemacht war, dass ich bis um Fünf zu arbeiten hatte, aber jetzt war es draußen schon lange dunkel. Auf allen Vieren kroch ich nach Hause und warf mich sofort aufs Bett. Ich schlief bis andern tags um Zwei und wachte mit einem fürchterlichen Muskelkater auf. Womit hatte ich das nur verdient?

Sieben. Seit Tagen hatte ich kein ordentliches Gedicht mehr zustande gebracht oder auch nur eine Zeichnung angefertigt, war ich doch in eine gewisse Schaffenskrise geraten. Ich hatte zwar fünf Romancluster im Kopf, aber irgendwie fehlte mir der Antrieb und Mut, endlich mit dem Schreiben zu beginnen, und so schob ich den Anfang immer wieder vor mir her. Was sollte ich tun?

Ich beschloss, vorerst ganz auf meine lyrische Ader zu setzen und einen geheimen „Club der toten Dichter“ ins Leben zu rufen. „*Carpe diem!*“

Gesagt, getan, ich inserierte im örtlichen Kinomagazin und im Laufe der folgenden Woche meldeten sich drei Frauen, ein gewisser Börde, von dem ich zunächst annahm, „Börde“ sei sein Zunahme, und ein Dominik Brankusi. Wir vereinbarten ein erstes Treffen für den kommenden Dienstag im Fundus am Bahnhof. Erkennungszeichen war ein alter, grauer Hut, den ich mir auf den Kopf setzte. Überraschender Weise kamen am Dienstag auch alle. Es war herrlich. Die meisten waren Studenten und nachdem wir uns vorgestellt hatten, tauschten wir uns über unser Studenten- oder Künstlerleben aus, sprachen über Politik, Sozialismus und Anthroposophie und lasen uns schließlich gegenseitig unsere selbstverfassten Lieblingsgedichte vor. Ich selber begann mit einem Gedicht aus meiner frühesten Kindheit: „Die Blume“, wobei ich auf den tollen Wechsel vom Jambus zum Trochäus hinwies, womit ich zum Ausdruck bringen wollte, dass es mir einzig und allein auf das Sprachgefühl ankam, ein Problem übrigens, das der Lehrer „Kaptain, mein Kaptain“ in dem Film: „Der Club der toten Dichter“ dadurch löst, dass er seine Schüler anweist, die ersten vierzig Seiten Einführung aus ihrem Sprach- und Lyrikbuch herauszureißen, was diese auch taten.

Danach variierte ich über Erich Fried: „Wer sagt, hier herrsche Demokratie, lügt, oder ist im Irrtum; Demokratie herrscht nicht,“ oder, „Wer sagt, hier herrsche die Liebe, lügt, oder ist im Irrtum; Liebe herrscht nicht.“ Endlich war auch bei Dominik Brankusi der Groschen gefallen. Wir waren uns fast alle darin einig, dass der wahre Sozialismus das größte Menschheitsideal und mit dem wahren Christentum durchaus, ja, sogar ganz zwingend vereinbar sei. Es gab aber auch kritische Stimmen, vor allem von der Theaterpädagogin Angelika, die meinte, der Mensch sei einfach nicht für den Sozialismus geschaffen. Ich entgegnete, das sei nur scheinbar so, was die Menschen vom Sozialismus abhalte sei lediglich ihre gottverdammte Gleichgültigkeit. Das egoistische Streben nach Macht und Geld müsse ein für alle mal ein Ende fin-

den, denn sonst könnten die Probleme der Menschheit nicht gelöst werden. Doch Angelika blieb skeptisch.

Auf Grund meines Hutes kamen wir dann auch noch auf Joseph Beuys und seine soziale Kunst zu sprechen und ich sagte, dass mir das zwischenmenschliche Gespräch immer eine Herzenssache gewesen sei. Auf meine alten Tage sei ich tatsächlich Menschenfreund und Humanist geworden und alle stimmten in diesen Tenor ein.

Wir lasen noch ein paar Gedichte und verabschiedeten uns dann, nachdem wir ein nächstes Treffen für den übernächsten Dienstag vereinbart hatten.

Nach zwanzig Minuten Fahrt zum Altenkirchener Weg in einem überfüllten Linienbus, den Wagen hatte ich in unserer Tiefgarage stehen gelassen, denn ich wollte schließlich etwas trinken, stand ich wieder vor unserem ehrenwerten Haus. Der blass-gelbe Dezembermond stand wie ein Schweizer Käse am wolkenfreien Himmel. Die kalte Luft biss mir in der Nase, mein Atem froh an meiner Oberlippe fest und ich machte, dass ich ins Haus kam.

Ich seufzte still in mich hinein, hatte ich doch einen phantastischen Abend erlebt, und – ich hatte Erfolg.

Ich schaute zur Wohnungstür von Bayerlein die nur angelehnt war, nachdem Tulpenholz sie eingetreten hatte. Alles war ruhig; Bayerlein war offensichtlich nicht zu Hause. Ich drückte gegen die Tür, doch sie ließ sich nur halb öffnen, denn im Eingangsbereich lagen mehrere Schrankwände herum. Ich versuchte Licht zu machen, doch es funktionierte nicht. So kletterte ich im Halbdunkel über die Schrankwände und inspizierte das Wohnzimmer. Dort stand nichts weiter als ein Bett und ein Tisch mit einem Fernseher. Am Fuße der Wand lag ein riesiger Berg mit Glasscherben von den Flaschen, die Bayerlein jede Nacht an die Wand warf. Die Trennwand zur Toilette war mit einem herausgerissenen Stück Teppich verhangen. Ich hob es mit einer Hand etwas an und dahinter tat sich ein meterbreites Loch auf. Reste von dem Riehgips lagen überall auf dem Fußboden verstreut. Als ich plötzlich ein Geräusch hörte, zuckte ich zusammen, aber da war niemand. Ich machte, dass ich wieder in meine Wohnung kam.

Glücklicher Weise hatte ich noch eine Flasche Italienischen Rotwein, doch erst einmal brauchte ich einen Kaffee. Dazu macht ich mir ein Butterbrot mit Eiersalat und Gurken, die noch im Kühlschrank standen. Ich hörte Musik, öffnete nach der Junggesellenmahlzeit den Chianti, freute mich über die angenehme Stille, die in diesem Haus so selten war, und ließ bis spät in die Nacht meine Seele baumeln.

Doch mitten in der Nacht schreckte ich plötzlich aus meinem wohlverdienten Schlaf, als lautes Krachen und Gepolter aus Bayerleins Wohnung drang. Er hatte gegen die Schrankwände im Eingangsbereich getreten, um so die Tür zu verriegeln. Danach ging bei ihm wieder einmal der Fernseher an, doch das hörte ich schon nicht mehr.

Acht. Am nächsten Morgen beschloss ich, nicht zur Arbeit zu gehen und stattdessen blau zu machen. Nachdem ich mir eine gute Entschuldigung zurechtgelegt hatte, ging ich zum EDEKA-Markt. Ich fand die Seniorchefin im hinteren Teil des Ladens: „Guten Tag, Frau Feuerstein, wie soll ich sagen, ich kann heute nicht zur Arbeit kommen. Gestern habe ich meinem Nachbarn beim Umzug geholfen und mir irgendwie den Rücken verknackst. Ich kann überhaupt nichts heben,“ log ich, fasste mir mit einer Hand in den Rücken und machte ein schmerzverzerrtes Gesicht. „Ist schon gut!“ fauchte die Feuerstein, als ob sie von mir nichts anderes erwartet hätte. Ich sah zu, dass ich auf die Straße kam, wobei ein zentnerschweres Gewicht von mir abfiel.

Zu Hause angekommen, beschloss ich, erst einmal Andreas Recke einen Besuch abzustatten. Ich schlich mich also auf die Rückseite des Hauses, stieg durch das Gatter in den Garten und einen Moment später stand ich in Reckes Wohnung. Dort waren sie alle versammelt: Tulpenholz, Tobi Hinz und Günter Baumgarten. Tulpenholz begrüßte mich mit einem: „Ah, der stille Herr Stiller. Recke saß wie üblich vor einem Berg aus Flaschen und Milchtüten und bot mir

ein Bier an, das ich dankend ablehnte. Nachdem ich mich gesetzt hatte, fragte ich, ob irgendjemand gestern Nacht den Radau bei Bayerlein gehört hätte. Alle bejahten die Frage. Ich erklärte: „Nachdem Tulpenholz die Tür eingetreten hat, macht Bayerlein sie immer zu, indem er vor die Schrankwände tritt, was natürlich im ganzen Haus zu hören ist. Gestern habe ich mir das Loch in der Wand einmal etwas genauer angesehen. Bayerlein hat ganze Arbeit geleistet. Und der Berg mit den Scherben erst. Jetzt könnt Ihr Euch wohl vorstellen, was ich in meiner Wohnung durchmache!“

„Du bist wirklich zu bedauern, als unmittelbarer Nachbar von diesem Verrückten“, meinte Recke.

„Verrückt ist gut“, sagte ich, „Bayerlein ist in meinen Augen ein Psychopath.“

„Das ist ein Terrorist“, meldete sich Tulpenholz. „Wenn der noch einmal laut ist, dann schmeiße ich ihn mit dem Kopf zuerst aus dem Fenster.“

Ich fragte, ob die Hausverwaltung Bayerlein nicht kündigen könne. Das sei gar nicht so einfach, erklärte Recke, kündigen könne nur der Eigentümer und der sei daran noch nicht interessiert, weil der auf jeden Pfennig angewiesen ist; der ist selber ein Sozialfall. Alle Wohnungen hier im Haus seine Eigentumswohnungen; die meisten Eigentümer kämen aus Stuttgart.

Ich drehte mich kurz um und betrachtete dieses widerliche Ungetüm im Aquarium: „Und was ist das da für eine Kreatur?“

„Das ist ein Stör. Hast Du schon einmal so etwas gesehen,“ fragte Recke.

„Nein“, sagte ich, „Wo hast Du den denn her?“

„Tja, da staunst Du; die werden bis zu zwei Meter groß, lange kann er hier nicht mehr bleiben, dann muss er weg. Das Aquarium wird bald zu klein.“

Nach einer kurzen Pause fragte mich Tulpenholz: „Und was machst Du so den ganzen Tag; man sieht und hört ja kaum etwas von Dir!“

„Ich lese und schreibe den ganzen Tag“, erklärte ich, „Ich bin unter die Philosophen gegangen.“

„Ah, ein Herr Philosoph!“

Und schon wieder hatte ich mein Fett weg.

„Du bist wohl auch berentet?“

Ich sagte, dass ich einen Antrag auf Rente gestellt hätte und jetzt von der Sozialhilfe leben würde.

„Wie wir alle hier!“ meinte Tulpenholz

Recke wechselte das Thema, indem er mich für den Sommer zum Grillen einlud. Ich dankte für die Einladung, die ich gerne annahm und verabschiedete mich. Ich müsse noch einige Texte schreiben. Außerdem hätte ich Hunger.

„Na, dann guten Appetit,“ sagte Recke.

Ich grüßte in die Runde und verschwand wieder in meiner Wohnung, wo ich mir erst einmal etwas zu Essen kochte. Ich legte die Cramberies auf und arbeitete nach dem Essen bis in die Nacht.

Neun. Die Weihnachtsfeiertage verbrachte ich im Kreise der Familie. Meine beiden Brüder und eine Schwägerin waren auch gekommen. Am heiligen Abend feierten wir immer bei meiner Mutter und am 1. Weihnachtstag lud uns meine Großmutter zum Essen ein. Es gab ein Fünf-Gänge-Menue und wir ließen uns wie immer reich beschenken. „Familie“, das wurde bei uns noch groß geschrieben. Ich blieb bis über Silvester und las die ersten Bücher, die ich zu Weihnachten bekommen hatte. Vor Jahren hatte ich nur Literatur aus dem 19. Jahrhundert gelesen, aber nun war meine Leidenschaft endgültig für den zeitgenössischen europäischen Roman entbrannt.

Von dem restlichen Weihnachtsgeld hatte ich mir noch ein paar Gedichtbände von Charles Bukowski in meiner Stammbuchhandlung bestellt, die ich bald in Münster lesen wollte. Die Gedichte gehörten zum Besten, was Bukowski je geschrieben hatte.

Am Neujahrstag fuhr ich dann aber wieder nach Münster, wo mir meine Wohnung plötzlich kalt und fremd vorkam. Ich hatte mich einfach entwöhnt, aber ich brauchte ab und zu diesen Tapetenwechsel, denn ich hielt es nie lange an ein und demselben Ort aus.

Als ich in Münster ankam, stand vor unserem Haus ein Lieferwagen. Jemand zog gerade in eine neue Wohnung. Es war Daniela Bosko, wie ich schon bald erfuhr. Die Bosko zog oben in die zweite Etage und machte sich bereits in der ersten Nacht lauthals im ganzen Haus bemerkbar. Nun fing das elende Gepolter, das ich bisher immer nur von Bayerlein gewohnt war, auch unter dem Dach an. Die Bosko hielt das ganze Haus auf Trapp: Teller zerbrachen, Möbel krachten und Regale gingen zu Bruch und die Bosko schrie laut durch das ganze Haus. Mittwochnacht stand dann die Polizei mit zwei Wagen vor der Tür. Nicht weniger als sechs Beamte waren nötig, um die Bosko, die man an Händen und Füßen gefesselt hatte, in den Bulli zu befördern. Die Bosko stank nach Alkohol und hatte eine total durchnässte Hose an. Offensichtlich schiffte sie sich ein, wenn sie etwas getrunken hatte. Sie sträubte sich wie eine Schlange gegen die Einlieferung in die Psychiatrie, schrie und spuckte den Beamten ins Gesicht: „Lasst mich sofort los, ich will meine Ruhe!“ Aber das wollten die Hausbewohner natürlich auch. Die ganze Aktion hatte ungefähr zwanzig Minuten gedauert, als erst einmal wieder Ruhe einkehrte.

Zehn. Am darauffolgenden Tag stattete ich Recke mal wieder einen Besuch ab. Harry Tulpenholz saß - wie üblich - in seinem Sessel als ich eintrat, und sagte: „Ah, der Herr Philosoph!“

Ich setzte mich Recke gegenüber auf das Sofa, direkt vor das Aquarium. Doch zu meiner Überraschung war es fast leer. Der Stör war verschwunden. „Wo ist denn das Ungetüm aus dem Aquarium geblieben“, fragte ich.

„Der ist mir über Weihnachten krepirt. Das Wasser habe ich nur mit Mühe und Not wieder sauber gekriegt, so trüber war es. Ich musste literweise Chemikalien hinzu kippen, ein Glück, dass mir nicht noch mehr Fische verendet sind.“

Wir sprachen noch etwas über Reckes Zierfische, dann lenkte ich das Thema auf die Polizeiaktion am Tage zuvor.

„Ja, hier ist eine Neue eingezogen, eine gewisse Daniela Bosko. Die ist schon in der ganzen Stadt bekannt; überall, wo die auftaucht, gibt es Ärger,“ erklärte Recke.

„Mit sechs Beamten musste die abtransportiert werden, so hat die um sich getreten. Die verträgt einfach keinen Alkohol. Die Bosko ist mir von ihrem Freund her bekannt, ein ehemaliger Fixer, der sich umgebracht hat. Die Bosko gibt sich nun selber die Schuld an seinem Tod, denn sie hat ihm den Stoff besorgt. Die hat nie auch nur einen Tropfen Alkohol angerührt, aber seit dem Tod des Freundes trinkt sie, verträgt aber den Alkohol nicht.“

Und Harry Tulpenholz ergänzte: „Am Dienstag klingelte die bei mir. Als ich die Tür öffnete lag sie nackt in einer Lache Urin im Hausflur, sie hatte sich offensichtlich wieder eingeschiffert, sie spreizte die Beine und rief: „Fick mich, fick mich!“ Da kriegt man doch Schrumpfhoden,“ und Tulpenholz deutete mit Daumen und Zeigefinger ein ungefähr erdnussgroßes Etwas an. Ich musste unwillkürlich lachen.

„Weißt Du, was golden shower ist“, fragte mich Recke.

Ich bejahte die Frage: „Natursekt!“

„Vielleicht wär die Bosko ja etwas für Dich. Sie hat mir gesagt, sie stünde auf Dich. Frag sie mal, wenn sie aus der Klappe wieder entlassen ist!“

„Bevor sich mir die Fußnägel kräuseln, verzichte ich lieber darauf“, antwortete ich, „Ganz so tief bin ich nun doch noch nicht gesunken.“

Wir sprachen dann noch eine Zeit lang über die übrigen Hausbewohner, Recke und Tulpenholz gaben abwechselnd Anekdoten aus einer Zeit zum Besten, da ich noch nicht am Altkirchener Weg wohnte, aber irgendwann wurden mir dann die immer gleichen Themen langweilig, und ich ging wieder rüber in meine Wohnung.

Elf. Am Wochenende fuhr ich mit dem Wagen nach Enniger zu meiner Mutter, um Wäsche zu waschen, wie ich dies immer tat. In Enniger hatte ich auch meinen Computer stehen, an dem ich meine Gedichte, Rezensionen und Tagebuchaufzeichnungen ins Reine schrieb. Nun hatte ich auch endlich Zeit für meinen Bukowski.

Sonntagnachmittag fuhr ich wieder zurück nach Münster, beladen mit frischer Wäsche und Lebensmitteln. Ich parkte den Wagen in der Tiefgarage und ging die Treppe hoch. Der Hausflur war stellenweise verrußt und mit schwarzen Streifen überzogen; buntes Papier lag auf der Erde. Irgendein Irrer hatte im Hauseingang eine übriggebliebene Feuerwehrrakete gezündet. Ich machte, dass ich in meine Wohnung kam.

Wochenlang geschah nur wenig, ich fügte mich in mein Schicksal und fühlte mich wie Bertolt Brecht in Berlin: „*Die Tage vergehen wie ausgespiene Pflaumenreste.*“ Sie wurden allmählich länger und wir näherten uns Ostern. Meinen Job bei EDEKA hatte ich längst gekündigt, ich wollte mich nun ganz der Schriftstellerei widmen. Der „Club der toten Dichter“ traf sich immer noch alle vierzehn Tage, doch wir waren nur noch zu zweit. Außer Dominik Brankusi hatten im Laufe der Zeit alle anderen abgesagt. Mit Dominik B. diesem Allerwelts-Intellektuellen, für den der größte Maler immer noch Picasso ist, lieferte ich mir heiße Redeschlachten. Ich versuchte immer wieder, ihn auf eine andere Spur zu setzen, leider ohne Erfolg. Er war in seinen Gleisen einfach schon zu eingefahren.

Inzwischen war auch die Bosko wieder zu hause, doch nur wenige Tage, dann stand die Polizei erneut vor der Tür. Ich glaube, immer wenn die Beamten den Namen „Bosko“ hörten, ging ihnen der Hut hoch und sie bekamen einen Föhn. Ich wollte um nichts in der Welt mit ihnen tauschen, und sie fassten die Bosko auch nur mit spitzen Fingern an, doch wenn sie anfang zu schlagen und zu spucken, half nur noch rohe Gewalt. Ein Mal schmissen die Beamten die Bosko regelrecht auf den Rücksitz ihres Bullis, aber einer der Polizisten tobte: „Nicht in meinen Wagen, die macht mir noch alles dreckig!“

Inzwischen war der Bosko gekündigt worden, doch sie ließ es auf eine Räumungsklage ankommen. Bayerlein hingegen machte immer noch die Nacht zum Tage. Von zehn Uhr abends bis neun Uhr in der Früh tobte der Bär. Tulpenholz hatte öfter für Ruhe gesorgt, natürlich auf seine eigene Weise, nachdem das Androhen der Polizei nichts fruchtete. Irgendein Witzbold hatte bei Bayerlein einen Zettel an die Tür geheftet: „Bitte nicht mehr eintreten!“ Der Zettel hing über einen Monat an Bayerleins Wohnungstür.

Eines Morgens stand der Leichenwagen vor dem Haus. Eine Mitbewohnerin von oben, eine Fixerin, wie ich erfuhr, hatte sich mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben genommen. Und ich hatte sie noch in der Nacht jammern hören, doch hatte ich nichts unternommen, da keine Hilferufe zu hören waren.

Die Übrigen Hausbewohner waren hingegen eher ruhige Zeitgenossen; man sah und hörte selten etwas von ihnen, und das war auch gut so.

Zwölf. Der ein oder andere wird es bereits erkannt haben, und wenn nicht, so spreche ich es gerne offen aus: Wir nähern uns dem Höhepunkt der ganzen Geschichte.

Alles begann damit, dass ich meinen Golf verkaufen musste, denn der Unterhalt überstieg bei Weitem meine bescheidenen finanziellen Möglichkeiten. Ich hatte einige Male ohne Erfolg in der Zeitung inseriert und vorsorglich – nur für alle Fälle – einen Zettel an das Schwarze Brett im Hauseingang geheftet. Eines Abends nun klingelte Tobi Hinz an meiner Wohnungstür und wollte Einzelheiten über den Wagen wissen, denn er wäre an einem Kauf interessiert. Ich zählte also auf: Automatik, Winterreifen, Schiebedach, kleine Beule, die ich mir übrigens in der Tiefgarage beim Ausparken zugezogen hatte, und ich nannte den Preis. Tobi wollte mir gerade erklären, dass er am Tag darauf ein Vorstellungsgespräch in Dortmund hätte, und wenn alles klappen würde, könne er den Wagen kaufen, als es an der Haustür klingelte. Ich ging also zum Eingang, um zu öffnen, da stand ein junger Mann etwa in meinem Alter vor der

Tür, der einen Rollstuhl mit einer offensichtlich schwer behinderten älteren Frau bei sich hatte. Ich ließ beide herein und fragte den jungen Mann, wer er sei und ob er hier wohne. Der Mann tippte mit der Hand gegen seinen Postkasten und sagte nur: „Latz!“ Er war offensichtlich stark alkoholisiert und bekifft. Ich deutete auf die Frau in dem Rollstuhl, die auf mich einen ausgesprochen geistesgestörten Eindruck machte und fragte weiter: „Und wer ist das?“ „Das ist meine Schwester, die braucht meine Hilfe.“

Im selben Augenblick trat Tobi hinzu und begrüßte Latz. Die beiden schienen sich bereits zu kennen.

„Du musst mir helfen“, sagte Latz an die Adresse von Tobi, „ich habe leider meinen Schlüssel vergessen. Kannst Du mir nicht die Tür aufbrechen?“

Ich hielt mich aus der Sache vorsorglich heraus und Tobi fragte, wie er denn das anstellen solle.

„Tritt einfach die Wohnungstür ein, das nehmen ich ganz auf meine Kappe, aber ich muss in meine Wohnung.“

Wir gingen also zu Latz Wohnung und Tobi trat einmal kräftig gegen das Schloss und die Tür sprang auf. Dann schob Latz die alte Frau in die Wohnung, wäre aber beinahe stecken geblieben, denn die Möbel standen im Weg. Die Wohnung war für einen Rollstuhl viel zu klein.

„Wir müssen sie auf das Sofa heben“, meinte Latz, „da hat sie es bequemer.“

„Das traue ich mir nicht zu“, sagte ich, „ich bin für so etwas nicht ausgebildet.“

Tobi fasste also an meiner Stelle mit an und ich zog den Rollstuhl unter der Frau weg. Latz verlor fast das Gleichgewicht und trat einen vollen Eimer mit Wasser um, der im Weg stand und in dem eine abgesägte Kunststoffflasche schwamm. Schließlich lag die Frau auf dem Sofa, sie stöhnte noch ein bisschen, doch dann war sie ruhig und machte dasselbe gleichgültige Gesicht, wie immer, wobei sie die Augen verdrehte.

Ich sagte zu Latz, die Frau könne doch bestimmt nicht hier bleiben.

„Doch, doch!“ entgegnete Latz, „ich bin ausgebildeter Altenpfleger und ich weiß, was ich tue. Hier geht es ihr gut und wenn sie die Fische sieht,“ er deutete auf sein kleines, buntes Süßwasseraquarium, „dann freut sie sich.“

Ich gab Tobi ein Zeichen und wir ließen Latz mit der behinderten Frau allein. Tobi zog mich am Ärmel in meine Wohnung.

„Du, ich muss dich sprechen. Die ganze Sache kommt mir irgendwie komisch vor. Mir ist das nicht geheuer; wer weiß, was der mit der Alten vorhat. Lass uns am Besten zu Recke gehen und die Sache mit ihm besprechen.“

Wir klingelten also bei Recke und kurze Zeit später war eine lebhafte Diskussion entbrannt, ob wir nicht besser die Polizei verständigen sollten. Ich sagte, die Frau sei doch seine Schwester, jedenfalls hätte mir Latz das vorhin gesagt. Tobi war ganz überrascht und erwiderte, dass Latz nie eine Schwester gehabt hätte, das wisse er ganz sicher. Wir beschlossen, vorsorglich die Polizei zu verständigen und Tobi sollte das Telefonat führen. Er schilderte dem Beamten kurz die Situation. Er erklärte, dass ihm die Sache nicht geheuer sei, er wolle nur schlimmeres verhindern. Niemand könne wissen, was Latz mit der Frau vorhätte. Der Beamte fühlte sich nicht zuständig und erklärte, dass er auf bloßen Verdacht keinen Streifenwagen rausschicken könne. Ärgerlich legte Tobi auf und wir überlegten wie es jetzt weitergehen solle. Wir wollten die behinderte Frau nicht mit Latz alleine lassen, und so beschlossen wir, wieder zu Latz rüberzugehen und nach dem Rechten zu sehen. Die aufgebrochene Tür war nur angelehnt. Ich ging zuerst in die Wohnung. Als ich nach kurzem Klopfen eintrat, redete ich Latz sofort gut zu. Er stand voll bekleidet auf der gegenüberliegenden Seite des Sofas, hinter dem Tisch.

Latz bot uns Dosenbier an, das ich dankend ablehnte, und er forderte uns auf, neben der Frau auf dem Sofa Platz zu nehmen. Tobi und ich versuchten, mehr Informationen aus Latz herauszubekommen. So fragte ich ihn, woher er die Frau eigentlich geholt hätte. Latz erklärte, die sei aus dem Marien-Stift, dort hätte er selbst gearbeitet. Schlimm sei es dort und niemand würde sich um die alte Frau kümmern. Jetzt hatten wir, was wir wollten, und nach einigen

weiteren Wortwechseln machten Tobi und ich, dass wir rauskamen. Zurück bei Recke suchten wir sofort die Telefonnummer des Marien-Stiftes. Tobi führte wieder das Telefonat. Er fragte die Frau am anderen Ende der Leitung, ob sie jemanden vermissen würde. Das wurde prompt bestätigt und es fiel dann auch gleich der Name „Latz“. Tobi hob mit Genugtuung den Daumen der rechten Hand und gab uns so Zeichen. Die Mitarbeiter des Marien-Stiftes wollten sich jetzt um alles kümmern.

Nach etwa zwanzig Minuten trafen zwei Streifenwagen der Polizei ein, die verständigt worden war, zudem ein Krankenwagen.

Die Polizei öffnete die Tür zur Wohnung von Latz und fand ihn mit nacktem Oberkörper, wie er sich an der unten unbedeckten Frau zu schaffen machte.

Sofort wurde Latz in Gewahrsam. Genommen und verhört. Eine Polizeibeamtin tobte, vor Entrüstung. Die Kripo wurde verständigt, der Verdacht lautete auf sexuellen Missbrauch Schutzbefohlener. Es kam ein Hauptkommissar, der sich uns als Herrn Dachwitz vorstellte. Er trug eine schwarze Wildlederjacke und hatte einen Photokoffer dabei. Dachwitz bat uns darum, für ein Gespräch zur Verfügung zu stehen, er suchte natürlich Augenzeugen. Aber zuerst untersuchte Dachwitz den Tatort, nahm hier und da Proben und nach einer halben Stunde kam er aus der Wohnung von Latz und wollte mich sprechen. Latz wurde in Handschellen abgeführt und die alte Frau wurde zur gentechnischen Untersuchung ins Krankenhaus gebracht, um anschließend ins Marien-Stift zurückgebracht zu werden. Ich stand also mit Dachwitz in meiner Wohnung und schilderte in wenigen Sätzen, was sich abgespielt hatte. Dachwitz bestand darauf, dass Tobi und ich noch am selben Abend mit aufs Präsidium kämen, um eine Zeugenaussage zu machen. Schließlich wären wir die Hauptzeugen. Ich rauchte noch eine Zigarette, um mich etwas zu beruhigen, dann waren Tobi und ich auch schon auf dem Weg zur Polizeiwache. Nacheinander wurden wir verhört. Als ich an der Reihe war, schilderte ich Dachwitz alles so, wie es sich meines Erachtens zugetragen hatte. Einige Male stellte Dachwitz Zwischenfragen, etwa wo Latz genau gestanden hätte, als wir das zweite Mal die Wohnung betreten hätten und was genau er anhatte. Dachwitz erklärte mir, dass Latz seine Unschuld beteuert hätte, er hätte nur eine Intimwäsche vornehmen wollen. Ich bestätigte, dass Latz ausgebildeter Altenpfleger sei. Dachwitz erklärte, dass jetzt erst einmal die gentechnische Untersuchung abgewartet werden müsse. Sei Latz unschuldig, spreche das für ihn, wann die ganze Aktion auch nicht ganz astrein war. Sei er aber schuldig, müsse er die ganze Breitseite des Gesetzes bekommen. Ich stimmte Dachwitz zu: „Sie rennen bei mir offene Türen ein.“ Überhaupt hatte ich das Gefühl, dass ich mich mit Dachwitz sehr gut verstand. Irgendwie hatten wir sofort eine Draht zueinander. Dachwitz war etwa in meinem Alter, hatte also früh Karriere gemacht. Nach dem Gespräch verabschiedeten wir uns und ich fuhr mit Tobi wieder zum Altenkirchener Weg, wo ich sofort todmüde ins Bett fiel.

Dreizehn. Am nächsten Tag ging ich wieder rüber zu Recke, um über die Geschehnisse des vorigen Abends zu diskutieren. Tobi war auch schon da. Ich fragte Tobi, ob er denn nicht zu seinem Vorstellungsgespräch wolle. „Nein,“ sagte Tobi, „ich habe die Nacht durchgemacht und bin zu Hause geblieben. Den Job kann ich nun natürlich vergessen.“

Ich fragte Tobe nach dem Verlauf seines Verhörs bei der Polizei und er erzählte mir alles. Es stellte sich heraus, dass unsere Zeugenaussagen zum Teil erheblich von einander abwichen. Tobi hatte Latz sehr viel schlechter aussehen lassen, als ich. Recke schnauzte rum: „Dieser Omaficker gehört einfach weggesperrt.“

Ich versuchte sofort, die Situation zu entschärfen: „Moment man, noch ist nichts bewiesen: „*In dubio pro Latz*“. So lange Latz keine Schuld nachgewiesen ist, gilt immer noch die Unschuldsvermutung. Jetzt muss erst einmal der Gentest abgewartet werden.“

Doch Recke stocherte weiter: „Ein Omaficker ist das, das ist doch ganz klar.“

Mir wurde es zu bunt, und ich machte, dass ich wieder in meine Wohnung kam.

Die Geschehnisse hatten sich wie ein Lauffeuer im Haus herumgesprochen. Zwei Tage später wurde eine Unterschriftenaktion gegen Latz durchgeführt, die seine fristlose Kündigung verlangte. Auch ich wurde um eine Unterschrift gebeten, die ich aber entschieden ablehnte. Wenige Tage später war Bayerlein nicht mehr im Haus. Er hatte sich freiwillig in die Psychiatrie einweisen lassen, zum Alkoholentzug. Dass Bayerlein nie mehr wieder unser Ehrenwertes Haus betreten würde, konnte zu diesem Zeitpunkt noch niemand wissen.

Vierzehn. Am darauffolgenden Wochenende war ich dann wieder in Enniger. Die ersten Narzissen blühten und vereinzelt trauten sich die ersten Triebe hervor. Vorfreude auf den Frühling machte sich überall breit. Ich blieb bis Sonntagabend. In Münster parkte ich meinen Wagen ausnahmsweise vor dem Haus. Am Montag hatte ich ein Beratungsgespräch beim Arbeitsamt. Ich wollte gerade schlafen gehen, da klingelte Tobi an meiner Tür. Er teilte mir mit, dass das Licht am Wagen noch brannte. Ich zog mich also an, ging zum Wagen und versuchte ihn zu starten, aber er sprang nicht an. Frustriert ging ich wieder ins Haus und rief meinen Bruder an, schilderte ihm die Situation und bat ihn, mich am nächsten Morgen zum Arbeitsamt zu bringen.

Am nächsten Tag holte er mich dann auch pünktlich ab. Das Beratungsgespräch, das vor allem aus Belehrungen bezüglich meiner Pflichten bestand, zog sich fast eine Stunde hin. Danach fuhren wir wieder zum Altenkirchener Weg.

Schon von weitem erkannten wir das Blaulicht, die Feuerwehr stand offensichtlich vor dem Haus, in dem es gebrannt hatte. Wir parkten den Wagen meines Bruders auf der gegenüberliegenden Straßenseite und sahen uns das Ganze aus der Nähe an. Einige Hausbewohner, darunter Tobi und Tulpenholz, standen vor dem Eingang und unterhielten sich mit der Polizei. Ich trat hinzu und ließ mir von Tulpenholz berichten, was geschehen war. Tulpenholz erklärte, irgendein verrückter hätte einen der im Keller abgestellten und ausgeschlachteten Wagen angezündet. Die gesamte Tiefgarage sei vollständig ausgebrannt. Ich konnte von Glück sagen, dass sich mein Wagen nicht auch da unten befunden hatte. Einer der Polizeibeamten befragte mich dann auch nach dem Golf, der der Feuerwehr im Wege gestanden hätte. Ich erklärte, ich hätte am Vortag das Licht angelassen und die Batterie sei alle. Dann fragte mich der Beamte, wo ich jetzt herkäme. Ich sagte, ich sei beim Arbeitsamt zu einem Beratungsgespräch gewesen. Mit dieser Auskunft gab sich der Beamte erst einmal zufrieden. Ich wandte mich an Tulpenholz und wollte wissen, ob man schon einen Verdacht hätte. „Nein,“ erklärte Tulpenholz, „Außer Dir und mir kann es jeder aus dem Haus gewesen sein. Ich war es jedenfalls nicht. Außerdem habe ich ein Alibi, ich war Einkaufen.“

Nachdem die Feuerwehr abgerückt war, schaute ich kurz in meiner Wohnung, aber dort war noch alles beim Alten. Mit meines Bruders Hilfe schloss ich meinen Wagen kurz, startete und mein Bruder und ich fuhren in getrennten Autos nach Enniger zu meiner Mutter.

Fünfzehn. Am anderen Morgen klingelte das Telefon. Es war Herr M. von der Hausverwaltung. Er teilte mir mit, ich müsse unverzüglich nach Münster kommen und den Handwerkern meine Wohnung aufschließen. Auf Nachfrage erklärte Herr M, dass im ganzen Haus der Strom ausgefallen sei, der Brand im Keller sei genau unter meiner Wohnung gewesen, und der Versorgungsschacht, in dem es einen Schwelbrand gegeben hätte, verlief genau an der Stelle durch meine Küche. Alle Leitungen müssten ausgetauscht werden. Im Übrigen sei am Vortag noch ein weiterer Brandanschlag auf das Haus verübt worden, und zwar in meiner Nachbarwohnung bei Herrn Bayerlein. Mir schauderte. Ich sagte Herrn M, ich könne in einer Stunde in Münster sein. Mein Wagen sprang mühelos an und ich fuhr zum Altenkirchener Weg. Die Handwerker hatten schon auf mich gewartet und machten sich sofort an die Arbeit. Ich besah mir erst einmal den Hausflur. Alle Wände und die Türen waren schwarz bis unter das Dach. Die Wohnungstür bei Bayerlein stand weit auf. Seine Wohnung war vollständig ausgebrannt. Ich sah mir das Wohnzimmer etwas genauer an. Der Brand war offensichtlich im

Bett gelegt worden, das Glas der Fensterscheibe war gesplittert und das Fenster von innen nach außen gedrückt. Alles war schwarz und nicht nur in Bayerleins Wohnung, sondern im gesamten Hausflur lag ein beißender Geruch nach verbrannten Tannenzweigen.

Ich beschloss, mich bei Recke nach dem Hergang der Tat zu erkundigen.

In Reckes Wohnung war – wie üblich – Tulpenholz anwesend, der breit und träge in seinem Sessel saß.

Natürlich ließ ich mir sofort von den beiden den Hergang des zweiten Brandanschlages schildern. Tulpenholz erzählte, dass der Brand kurze Zeit, nachdem ich gefahren war, ausgebrochen sei. Offensichtlich sei das Bett angezündet worden. Recke erklärte, das interessante sei, dass vermutlich der oder die Täter den dicken Findling, der vor dem Haus gelegen hatte, in Bayerleins Wohnung getragen und durch das Fenster geworfen hatte, möglicherweise in der Hoffnung, dass das Feuer so mehr Sauerstoff bekäme.

Mir war sofort klar, das sich der Täter, und es kam für mich nur ein Täter in Frage, dadurch selber verraten hatte. Ich sagte aber nichts von meiner Vermutung und fragte die beiden, ob sie schon einen Verdacht hätten. Beide bejahten die Frage, sie würden sich ohne Beweis aber nicht äußern und Tulpenholz fügte hinzu, dass er es jedenfalls nicht gewesen sein könne, er hätte ein Alibi, er sei Einkaufen gewesen, wofür es Zeugen gäbe.

Wir diskutierten noch eine ganze Weile über Latz und die beiden Brandanschläge, bis ich mich verabschiedete und in meine Wohnung zurückkehrte.

Die Handwerker hatten inzwischen ganze Arbeit gelistet, die Küchenzeile war herausmontiert worden und stand nun tiefend in meinem Badezimmer und einer der Männer war gerade dabei, mit einem dröhnenden Presslufthammer die Wand zum Versorgungsschacht aufzustemmen. Als er eine Pause einlege versuchte ich zu telefonieren. Wider meine Erwartung funktionierte das Telefon. Ich wählte die Nummer der Polizei und ließ mich mit Dachwitz verbinden.

„Hier Hauptkommissar Dachwitz“, meldete er sich.

Ich sagte meinen Namen und er darauf: „Ah, Herr Stiller, ich grüße Sie, was kann ich für Sie tun?“

Ich sagte, dass ich gerade von Recke käme und mir den Hergang der Brandanschläge habe schildern lassen.

Dachwitz erklärte, dass inzwischen ein Sondereinsatzgruppe Altenkirchener Weg eingerichtet worden sei, wenn ich neue Informationen hätte, sie ich immer herzlich willkommen.

Dies bestätigend, ging ich auf den Findling ein. Ich erklärte, der Einzige, der den Findling überhaupt heben könne sei Tulpenholz.

Dachwitz erwiderte, dass es ja auch mehrere Täter gewesen sein könnten.

„Ja,“ bestätigte ich, „durchaus, aber Tulpenholz hat das stärkste Motiv.“

Ich schilderte Dachwitz, dass Tulpenholz immer schon Ärger mit der Hausverwaltung hatte, vor allem aber mit Bayerlein. Er, Tulpenholz, hätte öfter damit gedroht, Bayerlein etwas anzutun.

„Das mag ja alles richtig sein, aber Tulpenholz hat ein Alibi.“

Ich gab zu bedenken, dass dieses Alibi butterweich sei und fragte, ob ein Brandbeschleuniger verwendet worden sei. Dachwitz bestätigte mir, es sei wahrscheinlich Benzin verwendet worden, näheres müssten die Laboruntersuchungen zeigen.

Ich wies Dachwitz darauf hin, dass der Brandbeschleuniger, also das Benzin wahrscheinlich von der Tankstelle gegenüber stamme. Und die sei rund um die Uhr kameraüberwacht. Er, Dachwitz, solle sich einmal die Videoaufzeichnungen ansehen, vielleicht sei der Täter ja zu erkennen. Er solle sich aber beeilen, denn die Aufzeichnungen würden sicher bald gelöscht.

Dachwitz bedankte sich für die – wie er sagte – interessanten Hinweise und ich fragte, ob es neues im Fall Latz gäbe. Dachwitz verneinte, die Frage, man müsse erst die Untersuchung abwarten.

Bevor ich auflegte, sagte ich noch: „Und wenn Tulpenholz sich als Täter herausstellt, dann laden Sie mich mal zu einem Bier ein!“

Dachwitz lachte unwillkürlich, sagte aber weder ja, noch nein, er würde es sich überlegen und wir beendeten das Gespräch.

An der Tankstelle kaufte ich mir die aktuelle Zeitung und las den Artikel über die beiden Brandanschläge, doch der Artikel enthielt keine neuen Informationen.

Zwei Tage später fahren dann zwei Streifenwagen am Altenkirchener Weg vor. Dachwitz war mit dabei. Die Beamten hatten wohl oben geklingelt und gingen sofort die Treppe hinauf. Ich war zufällig im Hauseingang, da ich nach der Post schaute und ich begrüßte Dachwitz: „Guten morgen Herr Dachwitz, Haben Sie den Täter nun endlich?“

„Abwarten!“ erklärte Dachwitz.

Ich ging erst einmal in meine Wohnung. Nach etwa einer Stunde klingelte Dachwitz an meiner Tür: „Hallo, Herr Stiller. Es gibt Neuigkeiten. Tulpenholz hat die beiden Brandanschläge gestanden. Dank Ihrer Hilfe konnten wir ihn überführen, wofür ich mich bei Ihnen bedanken wollte. Wir mussten Tulpenholz nur ein bisschen auf den Zahn fühlen, da gab er jeden Widerstand auf. Die Videoaufzeichnungen der Tankstelle waren einfach zu eindeutig.“

„Das ist ja Allerhand“, bemerkte ich und Dachwitz fuhr fort: „Ich glaube, ich bin Ihnen noch ein Bier schuldig. Wir können uns gerne treffen, wenn Sie mögen. Wann und wo passt es Ihnen?“

Ich sagte: „Wie wäre es mit morgen abend um Acht im Fundus am Bahnhof?“

Dachwitz sagte zu und verabschiedete sich von mir: „Dann bis morgen abend.“

Sechzehn. Am folgenden Abend machte ich mich fertig, zog mir meine schwarze Weste über das weinrote Hemd und setzte mir meinen alten, grauen Hut auf den Kopf.

So ausgerüstet machte ich mich auf den Weg und war nach zwanzig Minuten am Fundus. Ich war etwas zu früh, und so bestellte ich erst einmal eine kleine Cola.

Dachwitz kam zehn Minuten nach Acht und hatte immer noch seine schwarze Wildlederjacke an. Ich winkte ihm zu, damit er mich erkennen konnte und er kam an meinen Tisch: „Ah, Herr Stiller, was macht die Kunst?“

„Sie wächst und gedeiht“, sagte ich, während Dachwitz sich setzte.

„Sie erinnern mich ein bisschen an Beuys, mit ihrem Hut!“ stellte Dachwitz fest.

„Diese Ähnlichkeit ist durchaus beabsichtigt“, erklärte ich, „ich bin ein ausgesprochener Anhänger von Joseph Beuys.“

„Beuys war meines Wissens ein großer Idealist.“

„Ja, sicher, er war ein ausgesprochener Einzelkämpfer für eine bessere Welt.“

„Ich selber bin vor allem ein Realist“, erklärte Dachwitz.

„Das ist nicht das Verkehrteste, man kann durchaus Realist sein, das sag ich Ihnen als angehender Philosoph, aber man soll nicht naiv sein!“

„Wie meinen Sie das, mit der Naivität“, wollte Dachwitz wissen.

In dem Moment kam die Bedienung und Dachwitz fragte mich, was ich trinken wolle.

„Ein Weizenbier“, sagte ich, „hier gibt es Erdinger vom Fass!“

Dachwitz bestellte also für uns zwei Erdinger.

Um den Gesprächsfaden wieder aufzunehmen, sagte ich: „Der naive Realist glaubt, dass nur alles was er wahrnehme auch wirklich sei. Aber: das Denken ist auch wirklich! Man muss beides sehen. Der erste, der dies erkannt hat, war Kant. Er sagt: *„Begriffe ohne Anschauung sind leer und Anschauungen ohne Begriff sind blind.“* Dieser Gedanke wurde später von Rudolf Steiner aufgegriffen und weiter zu einer wirklichen Erkenntnistheorie ausgebaut.“

„Wer ist Rudolf Steiner?“ wollte Dachwitz wissen.

„Steiner ist der Begründer der Anthroposophie und der Waldorfschulen“, sagte ich.

„Ah, dann weiß ich weiter.“

Es entstand eine kurze Pause und während dessen kam die Bedienung mit unseren Weizenbier. Dann fragte Dachwitz: „Und welche Lehre kann ich als Kriminologe daraus ziehen?“

„Ganz einfach“, erklärte ich, „zunächst kommen sie an einen Tatort; dort haben sie es mit einem Tableau von Wahrnehmungen zu tun, aber sie müssen erst ihr kombinierendes Denken hinzufügen, um zu einer Lösung des Falls zu kommen. Erst das Denken eröffnet Ihnen die ganze Wirklichkeit. Und gemeint ist durchaus nicht irgendein Denken, sondern ein lebendiges Denken auf der Grundlage des gesunden Menschenverstandes. Die Methode aber des lebendigen Denkens ist die phänomenologische Methode, die besagt, man muss Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden. Wenn Sie einen Fall aufklären wollen, dann müssen Sie ja auch Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden. Das ist meine grundlegende Wissenschaftskritik.“

Nach diesen Ausführungen hielt Dachwitz etwas erstaunt inne und sagte: „Lassen Sie uns doch erst einmal anstoßen.“ Wir stießen also die Gläser aneinander, prosteten uns zu und nahmen beide einen kräftigen Schluck von dem süßen Weizenbier.

„Haben sie sich vielleicht einmal mit Logik beschäftigt?“ wollte Dachwitz wissen.

Ich erwiderte, dass ich von der philosophischen Logik nicht viel halten würde, die Welt sei doch vielmehr eher unlogisch. Die philosophische Logik täte geradezu so, als könnte sie die Welt mit den Mitteln der Mathematik beschreiben, was aber grundsätzlich unmöglich sei.

Dachwitz kam nun auf die Ethik zu sprechen: „Eines der schwierigsten Probleme in der Philosophie scheint mir die Ethik zu sein, aber Sie könne da sicher mehr zu sagen, als ich.“

„Ja, die Ethik ist in der Tat eines der schwierigsten Probleme in der Philosophie und bis heute nicht gelöst.“ bestätigte ich, „es gibt in der Ethik immer den Konflikt zwischen Individualethik und Sozialethik. Die Individualethik sagt: Tu was Du willst! Die Sozialethik hingegen sagt: Tu was Du sollt!“

„Das ist dann der kategorische Imperativ von Kant.“

„Genau“, bestätigte ich.

„Wenn ich aber nur tu, was ich will, dann bedeutet das Narrenfreiheit und das Sozialwesen ist ungeschützt. Wenn ich aber nur tu, was ich soll, bedeutet das Diktatur, und die individuelle Freiheit ist ungeschützt.“

„So habe ich das noch nie gesehen“, sagte Dachwitz erstaunt.

„Es ist nun von Nöten, sozusagen einen Kompromiss zwischen Individualethik und Sozialethik zu schließen. Ich bin wahrscheinlich ein besserer Erkenntnistheoretiker als Ethiker, aber ich glaube, dass ich, wenn auch erst nach längerem Suchen, einen Kompromiss gefunden habe.“

„Da bin ich aber mal gespannt“, sagte Dachwitz.

„Der Kompromiss lautet: Tue das Gute und lasse das Böse! Sehen Sie, wie beide Seiten in diesem Satz voll und ganz zu ihrem Recht kommen? Ich glaube, dass man mit diesem Satz durchaus leben kann, und mit den christlichen Vorstellungen ist er auch vereinbar.“

Dachwitz war durchaus sehr angetan von meinen Ausführungen. Auf diese Weise unterhielten wir uns noch den ganzen Abend über Philosophie und dessen Verbindung zur Kriminologie, bis wir uns schließlich voneinander verabschiedeten.

Da fragte ich Dachwitz noch schnell, was aus dem Fall Latz geworden sei. Dachwitz sagte, dass der Gentest negativ ausgefallen sei, da aber auch der Marien-Stift keine Anzeige erhoben hätte, wäre Latz noch am selben Tage vom Haftrichter auf freien Fuß gesetzt worden.

Das freute mich für Latz, hatte ich doch immer an seine Unschuld geglaubt.

Wir gaben uns die Hand und traten auf die Straße. Ich bedankte mich bei Dachwitz für den schönen Abend und wir gingen in entgegengesetzter Richtung auseinander.

Am nächsten Tag gab es im Haus wieder Strom, eine Woche darauf wurde der Hausflur tapeziert und gestrichen. Es waren aber keine zwei Wochen vergangen, da gab es im Haus eine neue Serie mit Terroranschlägen. Doch das ist eine andere Geschichte und muss ein andermal erzählt werden. (2004)

Keine Worte

Eins. Die Bahnhofsuhr zeigte 17.30. Walter Wallmann hielt an der roten Fußgängerampel. Ein Passant trat ohne sich umzusehen auf die Fahrbahn, auf der jetzt ein ganzer Tross Fahrzeuge angerauscht kam und den Fußgänger um ein Haar erfasst hätte, wenn dieser nicht wie erschrocken einen Satz nach vorne auf die rettende Insel gemacht hätte. Der Verkehr kam kurze Zeit später zum Stehen und die Ampel sprang auf grün. Walter Wallmann ging über die Straße und visierte auf der anderen Seite das Hotel Conti an, in dem er ein kleines Zimmer bezogen hatte. Er war seit elf Jahren Vertreter für Pharmazieprodukte und seit einer Woche in der Stadt. Für heute hatte er sein Soll erfüllt und ein halbes Dutzend Ärzte aufgesucht um ihnen die neuesten pharmazeutischen Produkte anzupreisen. Wallmann hasste seinen Job. Wenn er die Möglichkeit gehabt hätte, hätte er sofort eine andere Arbeit angenommen, immerhin war er studierter Biologe. Um es auf den Punkt zu bringen, Wallmann war alles andere als glücklich, er war schlicht frustriert. Wie lange hatte er nicht mehr mit einer Frau geschlafen. Er konnte sich kaum mehr erinnern.

Wallmann betrat das schmucklose Marmorportal des Hotel Conti und holte sich an der Rezeption, an der ein junger Student seinen Dienst versah, seinen Zimmerschlüssel ab: Zimmer 206, Hinterhofblick. Wallmann stieg die enge Treppe hinauf, Es roch nach Bohnerwachs. Vor seinem Zimmer blieb Wallmann stehen und dachte kurz, dass er doch in einer trostlosen Welt leben würde, alles sei grau in grau. Wallmann schloss das Zimmer auf und ging hinein. Der Teppichboden fühlte sich weich unter seinen Füßen an. In der Toilette ließ er sich kaltes Wasser über die geschwollenen Hände laufen, was ihm gut tat. Sonst tat ja niemand etwas Gutes für ihn. Er ging zurück ins Zimmer, setzte sich aufs Bett und schaltete den Fernseher an. Auf den meisten Kanälen liefen öde Talkshows und Wallmann schaltete um auf den Sportkanal. Es wurde gerade ein Tennismatch aus Wimbledon übertragen. Lebten wir nun in der besten oder der schlechtesten aller Welten, fragte sich Wallmann.

Er hatte Hunger. Zuerst würde er etwas essen, und dann? In seinem Bauch brannte es wie Eiswürfel in der Glut. Er würde nach dem Essen den Portier fragen, wo er hier Frauen bekommen könne. Auch er, Wallmann, hatte schließlich Bedürfnisse und er fand das das Natürlichste von der Welt. Er schaute noch eine Weile dem Tennismatch zu, schaltete dann aber den Fernseher aus und machte sich auf den Weg.

Gegenüber dem Bahnhof, nur zwei Häuser weiter, war ein türkischer Imbiss. Wallmann bestellte dort einen Geflügel-Döner, die Spezialität des Hauses, mit wenig Zwiebeln und viel Sauce. Dazu genehmigte er sich eine Dose Tuborg.

Nach dem Essen ging er ziellos an Menschen vorbei zur Bushaltestelle vor dem Conti und setzte sich auf eine Bank. Es war noch angenehm warm draußen und Wallmann sah den Frauen nach, die in die Busse ein- und ausstiegen. Vielleicht sollte er wirklich den Pförtner nach einer gewissen Adresse fragen, so überlegte Wallmann, als sich ein junges Mädchen neben ihn auf die Bank setzte. Sie mochte höchstens neun Jahre alt sein und hatte lange blonde Haare. Die Kleine wippte verlegen mit den Beinen hin und her. Wallmann starrte das Mädchen an, er beehrte sie. Jetzt wusste er, was er tun würde.

„Wie heißt Du?“ fragte Wallmann die Kleine.

„Ich?“

„Ja, Du, oder siehst Du hier sonst noch jemanden?“

„Ich heiße Julia“, sagte das Mädchen

Wallmann kramte in seiner Westentasche und holte ein Zitronenbonbon hervor, das er der Kleinen reichte. „Kannst ihn ruhig haben, ich habe noch mehr davon.“

Julia bedankte sich schüchtern bei Wallmann.

„Du kannst ruhig Walter zu mir sagen.“

„Hmm“, machte das Mädchen.

„Hör zu, Julia, ich möchte Dir gerne ein Geschenk machen, weil Du ein so liebes Mädchen bist. Ich habe einen großen Teddybären, der gehört Dir, wenn Du ihn willst.“

„Ein richtiger Teddybär?“ fragte Julia.

„Ja“

„Und wo ist der Bär?“ wollte Julia wissen.

„Wenn Du mitkommst, zeig ich ihn Dir.“

„Oh ja, wenn Du mir einen Teddybären schenkst, komme ich mit.“

Beide standen gleichzeitig auf und Julia legt ihre Hand in die von Wallmann. Sie gingen ins Conti, stiegen in den zweiten Stock und Wallmann schloss die Zimmertür auf.

„Komm ruhig herein, Du brauchst keine Angst zu haben.“

Wallmann schloss die Tür hinter sich.

„Setz Dich aufs Bett“, rief Wallmann dem Mädchen zu. Sie gehorchte. Wallmann setzte sich neben Sie und streichelte ihre Wangen, doch nach einer Weile wehrte das Mädchen die Anzüglichkeiten ab.

„Und wo ist nun der Teddy?“ fragte Julia.

„Der kommt gleich“, sagte Wallmann. Er zitterte am ganzen Körper.

„Aber erst musst Du Dich hinlegen.“ Wallmann gab dem Mädchen einen leichten Schubs.

„Nein, ich will nicht!“ rief Julia. Da stürzte sich Wallmann auf das Mädchen, packte sie mit seinen kräftigen Händen am Hals und drückte zu. Julia wollte laut schreien, aber ihre Stimme erstickte, bis sie ganz erstarb. Wallmann hatte kalten Schweiß auf der Stirn, dann war alles still, totenstill.

„Nun gehörs Du mir“, dachte Wallmann, „nur mir allein.“ Wallmann zog Julia das Hemd vom Oberkörper, knöpfte die Hose auf und streifte sie ab und dachte: „Wie sehr ich Dich liebe, Du kleines, unschuldiges Geschöpf. Jetzt sind wir für immer vereint.“

Zwei. Als Wallmann zu sich kam, saß er auf einem Stuhl vor dem kleinen Tischchen, nur bekleidet mit einer schwarzen Unterhose. Aber er fror nicht, im Gegenteil, es war ihm heiß, vereinzelte Schweißperlen bedeckten seine Stirn, doch er fühlte sich gut, befriedigt wie schon lange nicht mehr. Er schaute die Wand entlang, ließ den Blick über das kleine Regal schweifen in dem zwei vereinzelt Bücher wie verloren herumstanden: Die Bibel und ein Krimi mit dem Titel: Keine Worte.

Wallmann fühlte sich leer im Kopf, wie ausgefegt. Allmählich stiegen Bilder in ihm auf, da lag das zarte Geschöpf mit dem schönen Namen Julia auf dem Bett, leicht blutverschmiert, jetzt namenlos. Er schaute sie an, sie schien zu lächeln.

Was hatte er getan? Wallmann versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. Das tote Mädchen musste fort, es musste weggeschafft werden, aber wie? Nein, er selber musste fort, für immer verschwinden, untertauchen, abtauchen, von der Bildfläche verschwinden. Er musste einen Strich ziehen, ja, dies war ein eindeutiger Bruch in seinem Leben, er brach ab, sein altes Leben. Er würde nie wieder arbeiten können und jetzt ein neues Leben beginnen, als Gejagter, Gehetzter, als Verbrecher als Mörder. Wallmann war stolz auf sich.

Wie einfach war doch alles in allem das Leben? Keine Fragen, keine Antworten, tu was Du willst, aber mach keine Worte.

Ja er, Wallmann, würde sich unter falschem Namen in einem anderen Hotel hier am Ort ein Zimmer suchen. Wallmann stand auf, ging rüber zum Bett, sah den jungen Körper, den er begehrt hatte, sah sich an. Er hatte keine Zeit zu verlieren.

Wallmann ging ins Bad und ließ sich Wasser über sein verklebtes Gesicht laufen, wie er dies immer tat. Er ging zurück und packte seine Sachen, nahm Koffer und Schlüssel und zog die Tür hinter sich zu.

Unten an der Rezeption gab Wallmann dem Studenten seinen Zimmerschlüssel und verlangte die Rechnung. Er, Wallmann, reise heute ab. Er zahlte die Rechnung in großen Scheinen, steckte das Wechselgeld ein und verließ das Hotel. Draußen auf der Straße überquerte er die

belebte Kreuzung gegenüber dem Bahnhof, steuerte direkt auf den Taxistand zu und sprach einen der Fahrer an. Er suche ein Hotel, nein nicht das Hotel Conti, das wolle er nicht, da sei noch das Hotel Perle in der Hafensstraße, wo das sei, einfach geradeaus bis zur Kreuzung und dann rechts.

Wallmann macht sich auf den Weg und stand zehn Minuten später vor dem Hotel Perle. Er trat in den Eingang und ging auf die Rezeption zu, an der eine ältere Frau ein Formular las. Wallmann bestellte ein Zimmer, sagte er heiße Peter Mayer, seinen Ausweis, ja also, den habe er letzte Woche verloren. Ein neuer sei beantragt und würde natürlich nachgereicht. Wallmann bekam das Zimmer 308 zugewiesen. Das Hotel hatte einen Fahrstuhl, nein, er wählte lieber die Treppe, denn er hatte Angst vor Fahrstühlen, er nahm seinen Koffer und stieg die Breite Treppe hinauf, ging den Flur im dritten Stock entlang, fand schließlich Zimmer 308 und schloss die Tür auf. Hier war es behaglicher als im Hotel Conti, denn die Wände waren mit grünen Stofftapeten bespannt und der Teppichboden war weicher. Wallmann trat ins Zimmer und stellte den Koffer auf den Boden. Schön war es hier. Es stand sogar ein kleiner Blumenstrauß auf dem Tisch. Wallmann schaltete den Fernseher an, zog sich aus und ging unter die Dusche. Nun konnte ihn nichts mehr aus dem Gleis werfen, er war in Sicherheit, niemand würde ihn je hier finden, er hatte sich selbst übertroffen.

Drei. Wallmann kam aus der Dusche und trocknete sich ab, dann zog er sich bedächtig an. Im Zimmer lag ein leiser Geruch frischer Seife. Wallmann legte sich aufs Bett und ließ den Blick über die Wände gleiten, die das fahle Licht reflektierten. Aus dem Fernseher drangen Stimmen, die Wallmann aber nicht erreichten, er war weit weg, irgendwo in seiner eigenen Vergangenheit.

Auf dem Regal sah er wieder zwei Bücher, die Bibel und einen Krimi, „Keine Worte“. Hier stehen diese Bücher also auch, dachte Wallmann, stand auf und griff sich den Krimi aus dem Regal. Er könne ja mal einen Blick hineinwerfen, dachte Wallmann. Er wollte sich ablenken, auf andere Gedanken kommen.

Wallmann setzte sich an den kleinen Tisch vor dem Fenster, der mit dem Blumenstrauß, schlug das Buch an irgendeiner Stelle auf und begann sogleich zu lesen.

Vor dem Hotel Conti war inzwischen Kriminalhauptkommissar Dachwitz eingetroffen. Die Spurensicherung hatte den Tatort bereits gründlich untersucht. Es handelte sich um ein Sexualmord an einem kleinen Mädchen. Die Putzfrau hatte die Leiche entdeckt, als sie das Zimmer reinigen wollte, denn der letzte Gast, ein gewisser Walter Wallmann, hatte das Hotel abends eilig verlassen.

Wallmann zuckte zusammen, war das möglich? Sollte es sich hier etwa um seine eigene Geschichte handeln? Wie in drei Teufels Namen kam er in dieses Buch? Er begann zu zittern, ihm schwindelte, doch er las weiter wo er geendet hatte:

Kriminalhauptkommissar Dachwitz wandte sich an einen seiner Mitarbeiter und sagte:

„Schreiben Sie den Wallmann zur Fahndung aus. Er steht unter dringendem Tatverdacht. Wahrscheinlich ist er noch in der Stadt und hat sich in einem anderen Hotel eingemietet, möglicherweise unter falschem Namen. Setzen Sie sich sofort mit allen Hotels im Umkreis in Verbindung, noch heute Abend.“

Wallmann bekam Hitzewallungen und ihm schwindelte immer noch. War das denn möglich, dass hier seine Geschichte erzählt wurde? Panik stieg in ihm auf. Worauf hatte er sich nur eingelassen. Wallmann klappte das Buch zu und stellte es zurück ins Regal. Dieses Buch war einfach zu verrückt. Es konnte sich nur um einen dummen Zufall handeln, und dabei glaubte er nicht an Zufälle. Er musste sich ablenken. Wallmann legte sich auf das Bett und sah noch etwas fern, bis er sich etwas beruhigt hatte. Dann fiel er in einen unruhigen, traumlosen Schlaf.

Vier. Als Wallmann erwachte, schienen die ersten Sonnenstrahlen durch das Fenster ins Zimmer. Wallmann hatte schlecht geschlafen und fühlte sich elend, er hatte Hunger.

Er beschloss, frühstücken zu gehen und später wollte er die Eissporthalle besuchen. Er fuhr für sein Leben gerne Schlittschuh.

Es war elf Uhr, als er am Bahnhof auf den Bus wartete, der ihn zum Eisstadion bringen sollte, eine ganze Reihe von Menschen warteten mit ihm auf ihre Mitfahrgelegenheit, eine ältere Frau hielt einen Koffer fest in der Hand und ein Angestellter der Verkehrsbetriebe aß einen Hamburger.

Endlich kam der Bus und Wallmann stieg zusammen mit den anderen Fahrgästen ein, zeigte seinen Fahrschein und suchte sich einen freien Platz. Im Bus, der sich über eine halbe Stunde durch die Stadt quälte, war es brütend heiß. Doch dann stand Wallmann endlich vor dem Eisstadion, das etwas außerhalb lag. Er besah sich kurz den Aushang und ging dann hinein, um sich am Schalter eine Tageskarte zu besorgen. Wallmann stellte fest, dass er seine Brieftasche im Hotel liegengelassen hatte, aber das machte weiter nichts, denn er konnte die Eintrittskarte von dem wenigen Wechselgeld bezahlen, das er noch in der Hosentasche hatte. Wallmann schlenderte über den Parkettboden zur Ausleihe wo es die Schlittschuhe gab, suchte sich ein passendes Paar aus und schnallte sie sich an die Füße. Er humpelte jetzt zur Eisbahn, blieb aber noch an der Balustrade stehen und besah sich das Stadion. Es war sehr modern, mit einem Holzdach. Leise Musik kam aus den Lautsprechern und es war angenehm kühl. Wallmann fühlte sich gut. Einige Schlittschuhläufer liefen bedächtig über das Eis, vorwärts und rückwärts. Vereinzelt wurden auch Piruetten gedreht.

Wallmann betrat nun das Eis und setzte sich sogleich in Bewegung. Er fühlte sich leicht wie eine Feder und glitt mit den anderen entgegen dem Uhrzeigersinn über das Eis. Doch plötzlich ertönte eine Musik, die Wallmann aufhorchen ließ: „Der Kommissar“ von Falko. Lange hatte er diesen Song nicht mehr gehört. Wallmann zuckte zusammen. Bilder aus dem Hotel Conti stiegen in ihm auf, die sich in seinem Kopf festbissen. Und dann war da noch dieses geheimnisvolle Buch im Hotel Perle. Er hatte doch nicht etwa Gewissensbisse? Nein, das war es nicht, aber er fühlte sich einfach unwohl in seiner Haut, fühlte sich beobachtet. Aus allen Augen drangen vorwurfsvolle Blicke auf Wallmann ein. Nein, hier konnte er nicht bleiben. Er musste zurück ins Hotel Perle, er wollte ungestört sein, allein, und vor allem unbeobachtet. Wallmann machte also auf dem Absatz kehrt und verließ das Eisstadion, um in die Stadt zurückzufahren.

Fünf. Als Walter Wallmann zurück in seinem Hotelzimmer war, setzte er sich erst einmal auf das Bett und schaltete den Fernseher an. Auf dem Sportkanal wurde gerade ein Fußballspiel übertragen. Die Mannschaft, die 1:0 hinten lag, hatte gerade einen Elfer zugesprochen bekommen. Als der Schütze zum Freistoß antrat, fragte sich Wallmann unwillkürlich, ob der Tormann wohl Angst vor dem Elfmeter habe. Der Schütze trat an, verzögerte, schoß, der Tormann flog in die falsche Ecke und es stand 1:1.

Wallmann schaltete den Fernseher aus, ging ins Bad und ließ sich kaltes Wasser über das Gesicht laufen. Dann wechselte er die Kleidung. Er war vollkommen durchgeschwitzt. Er, Wallmann, würde morgen an der Rezeption fragen müssen, wie er die schmutzige Wäsche waschen könne. Doch bis dahin war noch Zeit. Wallmann setzte sich an den Tisch, den mit den Blumen, und zog wieder das Buch mit dem Titel „Keine Worte“ aus dem Regal. Dieses Buch ließ ihm einfach keine Ruhe. Nervös schlug er es an irgendeiner Stelle auf und begann sogleich zu lesen:

Es war 11:30, als der Anruf beim Hotel Perle einging und sich ein Mitarbeiter der Mordkommission meldete und den Fall schilderte. Die Frau an der Rezeption bestätigte, dass sie gestern Abend noch einen späten Gast aufgenommen hätte. Dieser hätte aber nicht Wallmann geheißen, sondern Mayer. Der Kriminalbeamte erklärte, Kriminalhauptkommissar Dachwitz würde im Laufe des Nachmittags selber vorbeikommen, um sich zu überzeugen.

Wallmann schluckte, Wenn es stimmte, was hier stand, wäre ihm die Polizei längst auf den Fersen. Wallmann blätterte um und las weiter:

Kommissar Dachwitz betrat das Hotel Perle und begab sich direkt zur Rezeption.

„Kriminalhauptkommissar Dachwitz,“ stellte er sich der Frau vor, „mein Mitarbeiter hat heute morgen mit Ihnen telefoniert.“

„Oh, gut dass Sie kommen. Wir glauben nämlich, dass es sich bei dem Herrn um den Gesuchten handelt. Als die Putzfrau heute mittag in dem Zimmer des Gesuchten war, um dort für Ordnung zu sorgen, na, Sie wissen schon, Betten machen, Staubsaugen usw. hatte ich sie angewiesen, nach verdächtigen Dingen Ausschau zu halten. Und wissen Sie was? Der Herr hatte seine Brieftasche auf dem Tisch liegengelassen. Die Putzfrau hat mich sofort verständigt. Und wissen Sie was? In der Brieftasche fand ich den Personalausweis des Herrn, der ihn als den gesuchten Herrn Wallmann auswies. Was sagen Sie nun?“

„Das ist ja großartig! Ist Herr Wallmann jetzt gerade auf seinem Zimmer?“ wollte Dachwitz von der Frau an der Rezeption wissen.

„Ja, er ist eben erst wiedergekommen.“

Dachwitz nahm sein Handy aus der Tasche und forderte bei der Wache einen Streifenwagen an.

Wallmann erschrak. Nun hatten sie ihn also doch noch gekriegt, noch ehe er die Flucht ergreifen konnte. Wallmann sichte das Zimmer nach seiner Brieftasche ab, aber die war spurlos verschwunden. „Es ist also alles wahr, was hier steht,“ dachte Wallmann. Jeden Augenblick konnte die Polizei eintreffen. Selbstzweifel stiegen in Wallmann auf. Er legte sich auf das Bett, schloss die Augen und harrete der Dinge, die da kommen würden. Er hatte Angst, schreckliche Angst.

Plötzlich klopfte es an der Zimmertür.

„Herr Wallmann, sind sie da drin? Hier ist die Polizei. Machen Sie doch bitte einmal die Tür auf. „

Wallmann stand langsam auf und schleppte sich zur Tür. Eine zentnerschwere Last lag auf seinen Schultern. Als Wallmann die Tür öffnete, betrat Dachwitz zusammen mit zwei Polizeibeamten das Zimmer.

„Herr, Wallmann, ich nehme an, dass Sie das sind?“ begann Dachwitz.

„Ja, was wollen sie von mir?“

Wallmann steckte beide Hände in die Hosentasche, weil er nicht wusste, wo er sie lassen sollte.

„Sie stehen unter dringendem Tatverdacht, einen Sexualmord an einem neunjährigen Mädchen verübt zu haben. Ich nehme sie daher zur weiteren Untersuchung vorübergehend fest. Sind Sie bereit?“ fragte Hauptkommissar Dachwitz.

„Bereit, wenn sie es sind!“

„Abführen!“

Wallmann wurde nun von den Beiden Polizeibeamten in Gewahrsam genommen und abgeführt. Dachwitz ging hinter ihnen her. Sie gingen den langen Flur entlang bis zum Fahrstuhl, dem Fahrstuhl nach nirgendwo. (2004)

Das Skelett

Eins. Frau Lohmann drückte auf den Klingelknopf der Polizeidienststelle Nord. Der Türöffner sumnte und Frau Lohmann trat eiligen Schrittes in den Vorraum. Der diensthabende Polizist kam ihr entgegen: „Guten Tag, was kann ich für Sie tun?“

„Ich möchte eine Anzeige machen“, sagte Frau Lohmann mit ernster Stimme. .

„Worum handelt es sich denn?“

„Es geht um meinen Nachbarn, Herrn Wilkening. Der wohnt nämlich zusammen mit seinem Bruder, Bodo heißt der; ich kenne beide sehr gut. Und seit einigen Wochen ist Bodo spurlos verschwunden. Normalerweise sagt er mir immer Bescheid, wenn er verreist, und ich kümmer mich dann um Klaus-Dieter, also Herrn Wilkening, und ich führe dann so lange den Haushalt. Aber diesmal ist Bodo verschwunden, ohne etwas zu sagen. Herr Wilkening sagt, sein Bruder sei verreist, sogar für längere Zeit. Aber ich glaube ihm nicht. Ich glaube sogar, Herr Wilkening, hat etwas mit Bodos Verschwinden zu tun.“

„Und Worauf gründet sich Ihr Verdacht?“ wollte der Polizeibeamte wissen.

„Nun, Klaus-Dieter, ich meine natürlich Herrn Wilkening, arbeitet schon viele Jahre in der Pathologie der Uni. Und dabei ist er etwas sonderbar geworden, um es vorsichtig zu sagen. Er ist etwas verrückt, müssen Sie wissen, was bei seinem Beruf nicht ausbleibt, die vielen Leichen zerlegen, und so. Ich glaube, Herrn Wilkening hat Bodo einfach umgebracht, und seine Leiche irgendwo vergraben, vielleicht sogar im eigenen Keller.“

„So, glauben Sie?“

„Ja, genau so war es, da geb‘ ich Ihnen Brief und Siegel drauf. Herrn Wilkening ist so etwas durchaus zuzutrauen. Seine Frau ist ja vor etwa fünfzehn Jahren auch spurlos verschwunden. Der Fall wurde nie aufgeklärt.“

„Das ist ja interessant“, meinte der Polizeibeamte.

„Sie müssen Bodo wiederfinden. Bitte helfen Sie mir.“

„Bitte geben Sie mir doch eben Ihre Personalien.“

„Ulla Lohmann, Baumgartenallee, 30.“

„Hier in Münster?“

„Ja.“

„Ich schicke Ihnen sofort Kriminalhauptkommissar Dachwitz, der wird Ihre Aussagen zu Protokoll nehmen und sich um alles Weitere kümmern. Sie können sich so lange ins Wartezimmer setzen. Herr Dachwitz kommt sofort.“

Kurze Zeit später holte Kriminalhauptkommissar Dachwitz Frau Lohmann ab. Er war in Begleitung eines jungen Kollegen. In seinem Büro nahm Dachwitz die Aussagen von Frau Lohmann zu Protokoll.

„Ich kann Ihnen natürlich nichts versprechen“, erklärte Dachwitz, nachdem Frau Lohmann das Protokoll gelesen und unterschrieben hatte.

„Sehen Sie, normalerweise können und dürfen wir auf bloßen Verdacht nicht tätig werden. Dazu sind Ihre Aussagen einfach zu vage. Aber trotzdem werden wir Herrn Wilkening einen kurzen Besuch abstatten und uns zumindest nach dem Verbleib seines Bruders erkundigen. Vielleicht führt uns das ja weiter. Wir melden uns dann bei Ihnen, wenn unsere Nachforschungen etwas ergeben.“

Nachdem Frau Lohmann ihren Personalausweis, den sie zuvor vorgezeigt hatte, um sich auszuweisen, eingesteckt hatte, verabschiedete sie sich von Dachwitz und dessen Mitarbeiter. Dachwitz begleitete sie noch bis zum Eingang. Danach ging er in die Hauptwache und holte den Schlüssel für seinen Wagen. Er wollte sich direkt mit seinem Kollegen auf den Weg zu dem Pathologen Wilkening machen, und ihm einen kurzen Besuch abstatten.

Zwei. Dachwitz hielt den weißen Audi direkt vor dem Haus von Herrn Wilkening in der Baumgartenallee. Er und sein Mitarbeiter stiegen aus und Dachwitz schloss den Wagen mittels Knopfdruck an seinem Schlüsselbund ab. Die Blinkanlage leuchtete auf. Dann schritten beide den kleinen Weg zur Haustür hinauf. Dachwitz klingelte kurz. Es dauerte eine ganze Weile, und Dachwitz wollte gerade die Klinge erneut betätigen, als ein älterer Herr mit grauen Haaren, die Tür öffnete.

„Ja bitte, Sie wünschen?“ fragte Herr Wilkening etwas gereizt.

„Sie sind Herr Wilkening“, wollte Dachwitz wissen.

„Ja, und wer sind sie?“

„Dachwitz, Kriminalpolizei, dürfen wir einen Moment hereinkommen.“

„Ist denn etwas passiert“, fragte Herr Wilkening.

„Das wollen wir ja gerade herausfinden“, entgegnete Dachwitz.

„Gehen wir doch so lange in das Wohnzimmer“, sagte Herr Wilkening.

Als alle Drei im Wohnzimmer Platz genommen hatten, sagte Dachwitz zu dem Pathologen:

„Es geht um Ihren Bruder, Herrn Bodo Wilkening. Sie leben doch zusammen?“

„Ja, das stimmt.“

„Uns liegen Hinweise vor, dass Ihr Bruder spurlos verschwunden ist und wir gehen nur diesen Hinweisen nach. Können Sie vielleicht etwas über den Verbleib von Herrn Wilkening sagen?“

„Nun, mein Bruder hat eine lange Reise angetreten.“

„Und wohin ist er gereist, wenn ich das fragen darf?“

„Sie dürfen, nun, er ist, verzeihen Sie, er ist im Himmel!“

„Wie darf ich das verstehen? Heißt das, dass Ihr Bruder, dass er tot ist?“

„Ja, das heißt es.“

Und wo ist seine Leiche?“

Nun, Bodo steht in meinem Arbeitszimmer vor der Wand.“

„Wie, als Leiche?“

„Nein, ich habe ihn natürlich nach allen Regeln der Kunst skelettiert. Es gibt meinen herzerliebsten Bruder nur noch als Skelett. Damit ist er als Anschauungsobjekt für die Wissenschaft unsterblich geworden; das hat sich Bodo doch immer gewünscht.“

„Dürfen wir, nun, dürfen wir uns das Skelett vielleicht einmal sehen?“

„Ja, natürlich“, sagte Herr Wilkening. „Kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer. Sie werden erstaunt sein, wie gut mir das Präparat gelungen ist.“

Zu Dritt gingen sie in das Arbeitszimmer von Herrn Wilkening. Vor dem Fenster stand ein ausladender Schreibtisch aus schwarzem Antikholz, der mit stapeln von Büchern vollgestellt war. Davor stand ein ebenfalls schwarzer Ledersessel, die Wände waren voller Regale mit Büchern und Präparaten aus der Pathologie. In einer freien Ecke erblickte Dachwitz nun auch das Skelett.

„Das ist Bodo; ist er nicht prächtig“, sagte Herr Wilkening. „Nun hat er endlich seinen ersehnten Frieden.“

„Wie ist Ihr Bruder denn ums Leben gekommen“, erkundigte sich Dachwitz. „Haben sie ihn umgebracht?“

„Nein, Bodo hat sich selber umgebracht. Er hat sich erschossen. Er wollte endlich seinen Frieden mit dieser Welt machen. Wissen Sie, er litt so unter der Last des Lebens. Er sagte immer, das Leben sei ein einziger Irrtum.“

„hat Ihr Bruder vielleicht irgendetwas hinterlassen, irgendetwas Schriftliches, was Ihre Glaubwürdigkeit bestätigen könnte?“

„Ja, ja, da sind sein Testament und eine Erklärung. Warten sie, ich habe sie in meiner Schublade.“

Herr Wilkening kramte die Papiere aus der Schublade hervor und gab sie Dachwitz, der sie aufmerksam studierte. Aus der Erklärung und dem Testament ging hervor, dass Bodo Wilkening freiwillig aus dem Leben scheidet würde, weil er des Lebens überdrüssig war, und dass er seine Leiche seinem Bruder Klaus-Dieter für wissenschaftliche Zwecke vermache, weil er die Unsterblichkeit erlangen wolle.

„Und wo haben Sie die Pistole gelassen, mit der Bodo sich erschossen hat“, wollte Dachwitz wissen.

„Die habe ich mit dem Müll entsorgt. Bodo hatte die Waffe auf dem Schwarzmarkt am Aasee erstanden,“ erklärte Herr Wilkening.

„In der Drogenszene?“

„Ja, sicher.“

„Wenn sich Ihr Bruder erschossen hat, wie sie behaupten, so müssten sich doch Spuren am Schädel der Leiche finden lassen. Darf ich mir das Skelett bitte einmal etwas genauer ansehen?“

„Aber selbstverständlich.“

Während Dachwitz sich die Einschussstelle dicht neben dem rechten Auge des Skelettes ansah, begann der Pathologe Wilkening über seine wissenschaftliche Arbeit zu sprechen:

„Wussten Sie, dass Goethe ein hervorragender Morphologe war?“

„Nein“, sagte Dachwitz kurz.

„Goethe, dieser erstaunliche Geist und glänzende Naturwissenschaftler, wusste bereits, dass der Schädel ein umgestülpter Hohlknochen ist, ein sozusagen lediglich erweiterter oberster Rückenwirbel, in den sich das Rückenmark schlicht von innen nach außen hineingedrückt, hineinplastiziert hat. Und die Öffnungen und Höhlungen des Schädels, die die Sinnesorgane aufnehmen, natürlich außer der Haut, sind von außen nach innen in den Schädel hineinplastiziert. Das bedeutet, dass die Sinnesorgane, etwa beim Embryo, durch die Ätherkräfte des Kosmos in den Schädel hineingestaltet werden.“

Goethe sagt, dass das Auge am Licht und für das Licht geschaffen sei. Und weiter heißt es, „Wär‘ nicht das Auge sonnenhaft, wie könnt‘ es die Sonne erblicken.“

Das ist durchaus interessant. Und ich dachte immer, Goethe hätte nur den Faust und den Werther geschaffen.“

„Sehen Sie, Sie können das Skelett grob in drei Systeme untergliedern: Erstens das Gliedmaßen-system mit der Beckenpartie. Diese hat eine stützende Funktion. Dann den Schädel mit seinem Nervensystem einerseits und seinem Sinnessystem andererseits. Dieser hat eine schützende Funktion. Und schließlich bleibt noch der Brustkorb mit seinem rhythmischen Herz-Lunge-System. Dieser hat sowohl schützende, als auch stützende Funktion. Ist das nicht genial? Und ich allein habe es entdeckt. Ich bin ein Genie, glauben sie mir. Ich und mein Bruder haben der Wissenschaft einen wahren Dienst erwiesen. Der Bericht über meine Forschungen ist gerade erst fertig geworden und ich habe ihn gestern an die Universität geschickt.“

„Das ist alles schön und gut, aber ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass Sie sich möglicherweise strafbar gemacht haben“, schätzte Dachwitz die Situation ein.

„Nein.“

„Da wir schon einmal dabei sind, vor Jahren ist Ihre Frau spurlos verschwunden. Die damalige Untersuchung hat nichts erbracht. Über den Verbleib Ihrer Frau können Sie nach wie vor keine Angaben machen?“

„Nein, ich weiß gar nichts. Sehen Sie, am Abend ihres Verschwindens hatten wir einen heftigen Streit; sie verließ das Haus, und kehrte nicht mehr wieder. Bis heute habe ich kein Lebenszeichen von ihr. Ich kann Ihnen in dieser Sache wirklich nicht weiterhelfen. Aber ich will Ihnen, bevor Sie gehen, noch ein ganz besonderes Präparat zeigen. Schauen sie hier, das ist das Herz eines Menschen!“ Der Pathologe hielt Dachwitz ein Einmachglas hin, in dem eine undefinierbare glitschige Masse unförmig in einer Einmachflüssigkeit schwamm.

„Das Herz einer Frau“, trumpfte Dachwitz auf.

Herr Wilkening erschrak leicht: „Woher wissen Sie das?“

„Nur so, es war eine reine Vermutung. Sind die übrigen Präparate auch von Menschen?“

„Ja, zumeist Schwerverbrecher, aber auch Begeisterte, die Ihre Leiche der Wissenschaft für anatomisch Studien zur Verfügung stellen. Glauben sie mir, ich bin der Beste auf meinem Gebiet. Ich bin ein Genie, auch wenn es niemand zu würdigen weiß.“

„Herr Wilkening, wir müssen natürlich das Skelett Ihres Bruders mitnehmen und gerichtsmedizinisch untersuchen lassen.“

„Ja, natürlich.“

„Wer war der Zahnarzt Ihres Bruders“, fragte Dachwitz

„Wir waren beide immer bei Dr. Struck in Gremendorf in Behandlung.“

„Glauben sie, dass Dr. Struck Vielleicht Röntgenaufnahmen vom Gebiss Ihres Bruders hat?“

„Ja, ganz bestimmt sogar,“ entgegnete Herr Wilkening. Vor etwa zwei Jahren musste bei meinem Bruder, eine Wurzelbehandlung durchgeführt werden. Dabei sind sicher auch Röntgenaufnahmen gemacht worden. Unglücklicher Weise hat ihn diese Behandlung völlig aus der Bahn geworfen, ich weiß aber nicht, warum. Leider hat Bodo nie Hilfe bei einem Psychologen gesucht.“

Dachwitz telefonierte kurz mit seinem Handy nach einem Lieferanten des gerichtsmedizinischen Instituts, der das Skelett zur weiteren Untersuchung abholen sollte.

„So weit ich das beurteilen kann, ist die Sachlage relativ eindeutig und Ihnen ist zumindest kein Mord vorzuwerfen. Aber natürlich müssen wir erst das Votum der Staatsanwaltschaft abwarten. Ich glaube, im Augenblick besteht bei Ihnen keine Fluchtgefahr. Halten sie sich aber trotzdem zu unserer Verfügung und kommen Sie bitte Morgen Vormittag auf das Präsidium, damit wir Ihre Aussage zu Protokoll nehmen können. Ich möchte Sie noch bitten, mir die Unterlagen von Ihrem Bruder zu überlassen.“

Herr Wilkening gab Dachwitz die Papiere, als es an der Tür klingelte. Es war der gerichtsmedizinische Dienst, der das Skelett abholen sollte. Dachwitz ließ sich noch Schriftproben von Herrn Wilkening und dessen Bruder geben.

„So, ich glaube, dass wir hier nicht mehr von Nöten sind. Auf Wiedersehen, Herr Wilkening, und dann bis Morgen.“

Dachwitz und sein Mitarbeiter verließen die Wohnung und gingen zu ihrem Wagen. Herr Wilkening sah den beiden Beamten von der Haustür aus nach, plötzlich rief er: „Ich bin ein Genie, Herr Dachwitz, ein echtes Genie!“

Drei. Zwei Tage später saßen Dachwitz und sein junger Kollege in ihrem Büro gegenüber. Am Tag zuvor war Herr Wilkening im Präsidium erschienen, und hatte seine Aussagen zu Protokoll gegeben. Dachwitz schaute aus dem Fenster. Sein junger Kollege richtete das Wort an Dachwitz: „Also, ich werde aus der ganzen Sache nicht schlau. Wenn dieser Wilkening seinen Bruder umgebracht haben sollte, werden wir ihm wohl nichts nachweisen können. Und dasselbe gilt natürlich für seine Frau, die angeblich spurlos verschwunden ist. Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass er sie in seine Einmachgläser abgefüllt hat. Nur, nach all den Jahren werden wir keine Genproben mehr von Wilkening's Frau finden, die wir zu Vergleichszwecken heranziehen könnten. Hast Du Wilkening's Reaktion bemerkt, als Du die Vermutung äußertest, das Herz in dem Einmachglas sei das Herz einer Frau? Um ein Haar wäre er uns auf den Leim gekrochen.“

In diesem Moment klopfte es an der Zimmertür und ein Polizeibeamter betrat mit einer schmalen Akte das Büro von Dachwitz.

„Wir haben jetzt die Befunde; ich lege sie Dir auf den Schreibtisch“, erklärte der Beamte.

„Und, was steht drin“, wollte Dachwitz wissen.

„Nun, bei dem Skelett handelt es sich eindeutig um Bodo Wilkening. Testament und Erklärung sind echt, das ergab der Abgleich mit den Schriftproben.“

„Gut“, sagte Dachwitz.

Der Kriminalhauptkommissar stand auf und trat gedankenverloren an das Fenster und sagte dann zu seinem Kollegen: „Wir könnten vielleicht Frau Lohmann einen kurzen Besuch abstatten. Hans, hol doch schon mal den Wagen.“

Dachwitz schaute auf den grünenden Lindenbaum im kleinen Hinterhof vor dem Wagenpark. „Das perfekte Verbrechen“, dachte Dachwitz und ihm hallten die Worte des Pathologen noch im Ohr: „Ich bin ein Genie, Herr Dachwitz, ein echtes Genie!“ (2004)

Bleigenug

Eins. Marie Luise Horn kam wie gewohnt von der Arbeit. Sie war Physiotherapeutin an der Uniklinik. Luise parkte ihren Fort K in der Einfahrt und ging den schmalen Weg zur Haustür hinauf. Ihr Mann, Peter Horn, war ein bekannter Maler. Mit informeller Malerei hatte er es zu einem gewissen Ansehen gebracht. Er hatte sogar einmal ein Werk auf der Documenta in Kassel ausgestellt, und zur Zeit lief eine größere Ausstellung in Paris.

Luise schloss die Haustür auf und ging hinein. „Peter, bist Du da“, rief sie ihrem Mann entgegen, aber er antwortete nicht. Sicher war er noch in seinem Atelier, das die Horns als Anbau am Haus errichtet hatten. Luise ging durch den Flur und betrat die Küche. Irgend etwas stimmte nicht. Das Licht brannte noch, doch Luise konnte sich nicht erinnern, es angelassen zu haben. Sie sah sich in der Küche um. Direkt vor der Spüle lag ein unförmiges Gebilde auf dem Boden. Es war ihr Mann Peter, der ausgestreckt dalag, die Arme krampfhaft gegen die Brust gepresst.

„Peter“, rief Luise, „Peter, um Gottes willen, was ist mit dir?“

Luise ließ ihre Tasche fallen und stürzte zu ihrem Mann, kniete nieder und versuchte ihn anzusprechen: „Peter, sag doch was! Was ist denn bloß passiert?“

Doch Peter Horn gab keinen Laut von sich. Bewegungslos lag er da und Luise dämmerte, dass ihr Mann tot war. Sie fing an zu schluchzen und konnte die ganze Situation kaum fassen.

„Mein Gott, Peter, tu mir das nicht an“, dachte Luise. Zunächst stand sie auf und setzte sich an den Küchentisch. Sie sah sich in der Küche um, aber es war nichts Auffälliges zu entdecken. Nachdem sich Luise etwas beruhigt und die Fassung wiedererlangt hatte, holte sie ihr Handy aus der Tasche, die immer noch am Boden lag, und benachrichtigte die Polizei.

Kurze Zeit später klingelten zwei Beamte bei den Horns. Diese teilten Luise mit, dass die Küche und die Leiche erst untersucht werden müsse. Kriminalhauptkommissar Dachwitz sei verständigt worden. Nach der Untersuchung würde die Leiche abgeholt werden. In der Zwischenzeit nahmen die beiden Beamten die Personalien der Horns auf. Kriminalhauptkommissar Dachwitz kam kurz vor dem Leichenwagen zusammen mit der Spurensicherung. Er ließ sich zunächst schildern, wie sich alles Zugetragen hatte, und dass Luise Horn keinerlei Auskünfte geben könne, dass sie selber nicht das Geringste wisse. Dachwitz ließ, nachdem die Leiche grob untersucht worden war, einige Photos vom Fundort anfertigen und wollte dann von den Polizeibeamten wissen, ob irgendwo ein Fenster kaputt sei. Doch diese verneinte die Frage. Einen Einbruch schloss Dachwitz somit aus. Dann wollte er wissen, ob Luise irgend etwas Ungewöhnliches aufgefallen sei, doch sie verneinte ebenfalls.

Dachwitz gab Anweisung, die Leiche ins gerichtsmedizinische Institut zu bringen, damit festgestellt werden könne, woran Peter Horn tatsächlich gestorben sei. Soweit die Spurensicherung den Fall beurteilen konnte, musste es sich um einen Herzinfarkt handeln. Dachwitz fragte also Luise, ob ihr Mann Raucher sei. Diese bestätigte Dachwitz, ihr Mann sei Kettenraucher gewesen. Doch vor etwa einem halben Jahr habe er auf Anraten seiner Ärzte mit dem Rauchen aufgehört. Er hätte damals kaum noch Luft bekommen.

„Wir können hier weiter nichts mehr tun und müssen erst die weitere Untersuchung abwarten. Frau Horn, seine Sie versichert, dass mir der Tod Ihres Mannes leid für Sie tut. Wenn sie eine Betreuung wünschen, jemand, mit dem Sie sprechen wollen, wir helfen Ihnen natürlich weiter.“

Luise lehnte das Angebot dankend ab. Dachwitz verabschiedete sich und fuhr zurück auf das Präsidium. Die Leiche von Peter Horn wurde derweil zur Untersuchung ins gerichtsmedizinische Institut gebracht.

Zwei. Dachwitz saß an seinem Schreibtisch, als es an der Tür klopfte. Hans, Sein junger Mitarbeiter betrat den Raum. Es war nun gerade einen Tage her, seitdem Luise die Leiche ihres Mannes gefunden hatte.

„Wir haben nun die Ergebnisse der Untersuchung“, sagte Hans.

„Und was steht drin“, wollte Dachwitz wissen.

Es wird Dich interessieren. Es war kein Herzinfarkt. Der Horn hatte Lungenkrebs. Aber auch daran ist der nicht gestorben, sondern an einer Bleivergiftung.“

„Bleivergiftung? Hmm, und Du bist ganz sicher?“

„So sicher wie das Amen in der Kirche.“

„Wie ist das nur möglich“, wunderte sich Dachwitz.

„Vielleicht ist der Horn ja vergiftet worden.“

„Aber von wem“, fragte Dachwitz. „Etwa von seiner Frau?“

„Blei kommt überall vor, in Lebensmitteln, in Farben, in Möbeln, in der Luft.“

„Verwechsel das nicht mit Formaldehyd.“

Dachwitz ließ seine Bleistift zwischen den Fingern der rechten Hand kreisen. Dann sagte er:

„Wir werden die Wohnung der Horns auf den Kopf stellen müssen, vielleicht finden wir ja, wonach wir suchen. Jedenfalls ist ein Mord nicht mehr ausgeschlossen.“

Plötzlich klingelte das Telefon. Dachwitz nahm den Hörer ab: „Ja, Kriminalhauptkommissar Dachwitz?“

„Hier ist Frau Horn, ich habe etwas entdeckt, was ganz interessant ist. Ich weiß nur nicht, was das zu bedeuten hat.“

„Und was haben Sie entdeckt“, wollte Dachwitz wissen.

„Mein Mann hat vor etwa einem Jahr eine hohe Lebensversicherung abgeschlossen. Über eine halbe Million. Und ich hatte nicht die geringste Ahnung.“

„Ihr Mann hat nie mit Ihnen darüber gesprochen?“

„Nein, kein einziges Wort.“

„Sie wissen, dass das ein klassisches Mordmotiv sein könnte?“

„Sie glauben doch nicht, dass ich meinen Mann umgebracht habe? Das ist einfach absurd,“ entrüstete sich Luise Horn.

Wer könnte dann ein Interesse daran haben dass Ihr Mann tot ist?“

„Ich habe wirklich keine Ahnung.“

„Wussten Sie, dass Ihr Mann Krebs hatte?“

„Nein.“ Luise Horn überlegte kurz: „Ist er daran gestorben?“

Dachwitz verneinte die Frage.

„So wie es aussieht, ist Ihr Mann an einer Bleivergiftung gestorben. Sie werden verstehen, dass wir Ihre Wohnung nach Rückständen von Blei untersuchen müssen. Wenn es in Ihrer Wohnung irgendwo Blei gibt, dann werden wir es finden. Sind Sie morgen Nachmittag in Ihrer Wohnung?“

„Das lässt sich einrichten,“ sagte Luise.

„Gut wir kommen dann morgen Nachmittag bei Ihnen vorbei. Bis morgen Nachmittag, dann.“

„Auf Wiederhören.“

Drei. Am nächsten Tag fuhr ein Team von Spezialisten der Kriminalpolizei bei den Horns vor. Dachwitz leitete den Einsatz. Es wurden überall in der Wohnung Messungen der Luft vorgenommen, man nahm Staubproben, Tapetenproben und Lebensmittelproben. Die Kriminologen nahmen sogar den gesamten Müll mit. Dann gingen sie in das Atelier von Peter Horn und maßen auch hier, und vergaßen nicht einmal Farbproben zu nehmen.

Die Untersuchung der Proben zog sich einige Tage hin. Endlich lag das Ergebnis vor. Dachwitz las den Bericht.

In der Wohnung der Horns gab es keinerlei Bleispuren. Aber das Atelier! Das Atelier von Peter Horn war vollkommen mit Blei verseucht. Ursache war die Wandfarbe, mit der das Atelier gestrichen war, und die eine erschreckend hohe Bleikonzentration aufwies. Ein Eimer dieser hellblauen Farbe fand sich sogar noch in einer Ecke des Ateliers. Auch in dieser Farbe

konnte das Blei in hohen Menschen nach gewiesen werden. Dachwitz besprach den Bericht mit seinem jungen Kollegen Hans.

„Wir werden Frau Horn einen Besuch abstatten müssen. Wir müssen herausbekommen, wann und von wem das Atelier gestrichen wurde.“

Eine Stunde später standen Dachwitz und sein Kollege vor dem Haus der Horns. Sie stiegen aus dem wagen, und gingen den schmalen Weg zur Haustür. Dachwitz klingelte.

Luise Horn öffnete die Tür: „Guten Tag Herr Dachwitz ich habe schon mit Ihnen gerechnet. Kommen Sie doch herein.“

Sie gingen ins Wohnzimmer. Nachdem sie sich gesetzt hatten, erklärte Dachwitz die Untersuchungsergebnisse. Er wollte nun von Luise Horn wissen, wann und von wem das Atelier gestrichen worden sei.

„Mein Mann hat das Atelier vor etwa einem Jahr gestrichen. Er hat die Farben selber besorgt. Bei den Renovierungsarbeiten hat ihm ein Freund und Künstlerkollege geholfen, Gerd Baumann.“

„Haben Sie noch die Quittungen über die Renovierungsarbeiten“, wollte Dachwitz wissen.

„Ja sicher“, sagte Luise Horn. „Ich kann sie Ihnen raussuchen.“ Luise stand auf und ging ins Schafzimmer wo sie ihre Papiere aufbewahrte. Nach einer Weile kam sie mit mehreren Unterlagen zurück. Aus den Quittungen war ersichtlich dass Peter Horn die Farben selber besorgt und die Renovierungsarbeiten selber organisiert und geleitet hatte.

Dachwitz ließ sich noch die Adresse von Gerd Baumann geben, dem er einen Besuch abzustatten gedachte. Dann sagte er: Die Leiche Ihres Mannes ist ab sofort freigegeben. Einer Bestattung steht jetzt nichts mehr im Wege. Alle Untersuchungen sind abgeschlossen.“

Dachwitz und sein junger Kollege Verabschiedeten sich von Luise Horn und gingen zurück zu ihrem Wagen.

Vier. Dachwitz klingelte bei Gerd Baumann. Eine ältere Frau öffnete die Tür: „Sie wünschen?“

„Dachwitz, Kriminalpolizei. Können wir Herrn Baumann sprechen?“

„Es geht sicher um Peter Horn, ich habe schon von seinem tragischen Tod gehört. Sehen Sie, ich bin nur die Haushälterin von Herrn Baumann. Aber kommen Sie doch herein. Ich hole Herrn Baumann sofort.“

Die Haushälterin führte Dachwitz und seinen jungen Kollegen ins Wohnzimmer und ging dann hinaus, um Baumann zu verständigen. Dieser kam dann auch kurze Zeit später, begrüßte die beiden Kriminologen und nachdem er sich ebenfalls gesetzt hatte, fragte er Dachwitz: „Sie sind sicher wegen Peter Horn hier. Wissen sie schon näheres über seinen Tod?“

„Ja so wie es aussieht ist Herr Horn an einer Bleivergiftung gestorben. Vor etwa einem Jahr haben Sie ihm geholfen, sein Atelier zu renovieren. In den verwendeten Farben fanden wir eine extrem hohe Konzentration an Blei, an der ihr Freund letztendlich auch gestorben ist.“

„Das ist alles ganz interessant aber ich weiß nicht was ich damit zu tun habe.“

„Nun, sie könnten die Farben mit bleihaltigen Chemikalien versetzt haben. Als Maler kennen sich mit Farbchemikalien aus.“

„Das ist doch absurd. Peter und ich waren nicht nur Kollegen, sondern die besten Freunde.“

„Herr Baumann, dürfen Wir uns einmal in Ihrer Wohnung umsehen?“

„Ich weiß wirklich nicht wozu das gut sein soll“, entrüstete sich Baumann. „Sie glauben doch wohl nicht, dass Sie hier irgendwelche bleihaltigen Chemikalien finden werden?“

„Herr Baumann, wir können uns auch umgehend einen Hausdurchsuchungsbefehl vom Richter besorgen. Also?“

„Also gut, dann sehen Sie sich in drei Teufels Namen um.“

Dachwitz und sein Kollege suchten die gesamte Wohnung ab, sie gingen vom Wohnzimmer über die Küche bis ins Schlafzimmer, fanden aber nichts. Schließlich blieb ihnen nur noch das Atelier von Baumann. Es war voller angefangener und fast fertiger Bilder im Stil von Matisse.

Dachwitz durchsuchte den Farbenschränk, sein Kollege das Wandregal. Es waren keine Farbenreste von den Anstreicherarbeiten bei den Horns zu finden, auch keine bleihaltigen Chemikalien, so viel stand fest.

Nachdem die beiden Kriminologen nichts Verdächtiges gefunden hatten, verabschiedeten sie sich von Baumann, versprachen aber, wiederzukommen.

Epilog. Nachdem Baumann die Wohnungstür geschlossen hatte, ging er unverzüglich zurück ins Wohnzimmer und nahm sein Mobiltelefon zur Hand. Er wählte die Nummer von Marie Luise Horn und ließ es klingeln.

Frau Horn war am anderen Ende der Leitung.

„Gerd, bist Du es?“

„Ja, mein Schatz, die Polizei war gerade da. Ich stehe zwar unter Verdacht, aber sie haben nichts Belastendes gefunden, und somit fehlt ihnen der entscheidende Beweis. Es ist alles so, wie ich es dir gesagt habe.“

„Hör zu, Gerd. Es ist besser, wenn wir uns einige Wochen nicht sehen und auch nicht miteinander telefonieren, zumindest so lange, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Und die Lebensversicherung teilen wir dann später.“

Ist gut, Schatz, so machen wir es. Uns gehört noch die ganze Zukunft. Ich liebe Dich.“

„Ich liebe dich auch“, hauchte Frau Horn zurück und sie beendeten das Gespräch.

Was beide nicht wussten, und auch nicht wissen konnten: Das Telefon von Marie Luise Horn wurde vorsorglich seit einer Woche abgehört. (2004)

Joachim Stiller

Münster, 2004

Ende

[Zurück zur Startseite](#)